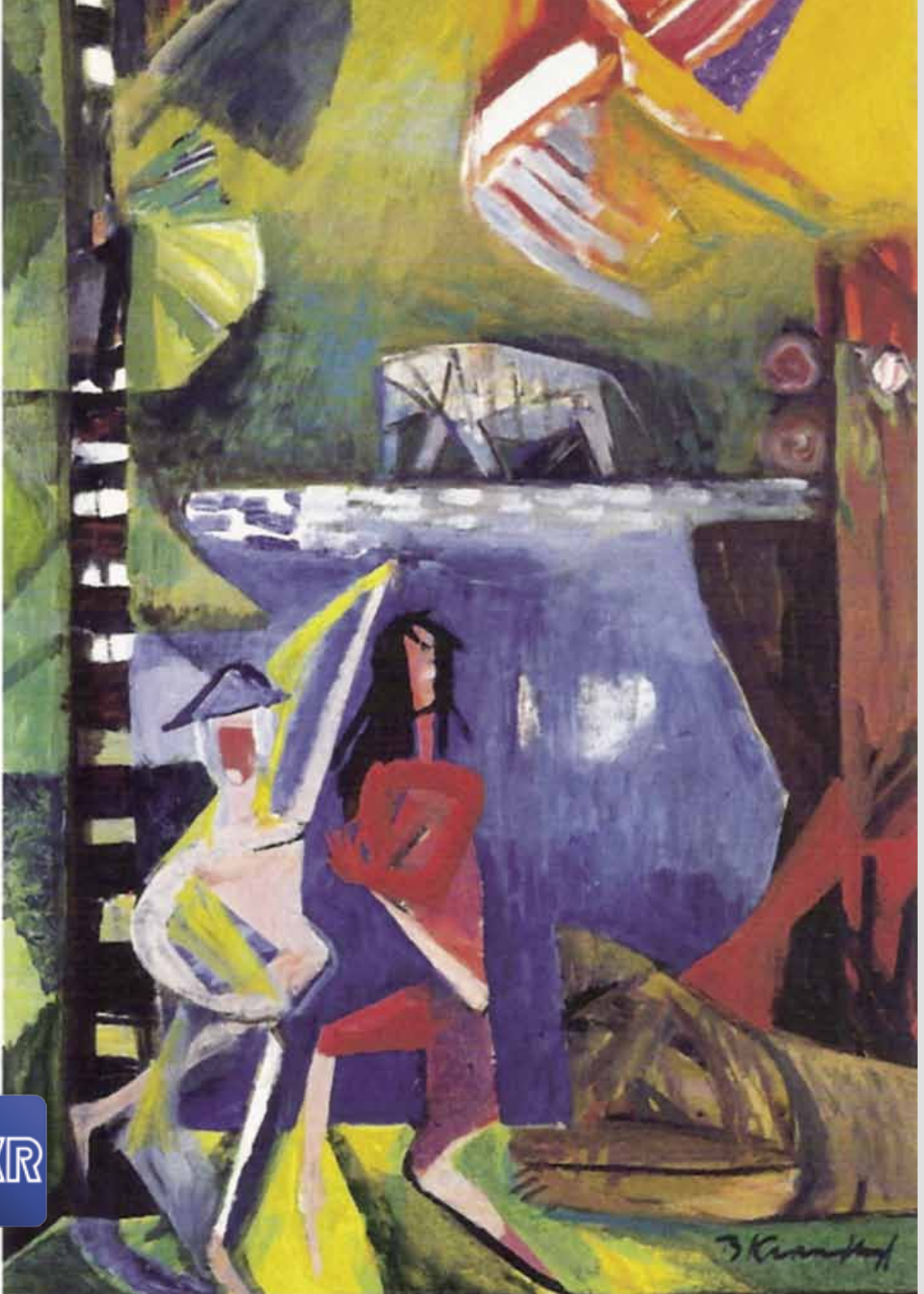


◀◀◀ KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ

BERICHTE MEINUNGEN DOKUMENTE



INHALT

Klaus Weigelt

Ort der inneren westpreußischen Einkehr
Das Westpreußische Landesmuseum in Warendorf

3

Joachim Sobotta

Es gibt sie doch
Evangelische Christen in Polen

5

Markus Bauer

Christentum: Sein und Tun
Bundestreffen der Ackermann-Gemeinde in Budweis

8

Christelle Goarnisson

Fremder Blick schärft den eigenen
Eine französische Biographie über Eduard Beneš

11

Ortfried Kotzian, Ute Schmidt

Als Menschen zu „Material“ wurden
Konferenz zur Ausstellung über die Bessarabiendeutschen

13

Die Donau mag schön und blau sein
Das Donauschwäbische Zentralmuseum sorgt für Farben

16

Mitten im Heute
Oberschlesisches Landesmuseum
bewahrt Vergangenheit und belebt die Gegenwart

18

BÜCHER MEDIEN VERANSTALTUNGEN

Scharf-Wrede (Hg.): Adolf Kardinal Bertram (*Norbert Matern*)

19

Herzig: Geschichte Schlesiens (*Stephan Kaiser*)

20

Roth: Der müde Lord (*Georg Aeschl*)

21

Siebenbürgischer Kirchentag in Bonn

22

Glaskunstpreis Rheinbach (*Dieter Göllner*)

23

LITERATUR UND KUNST

Arkadiusz Luba

„Mein Volk als lebendiges Lied erschaffen“
Polnische Poesie ist stets Lebenshilfe gewesen

24

Jörg Bernhard Bilke

Wahrer des Wortes, das wahr und währt
Louis Ferdinand Helbig zum 80. Geburtstag

28

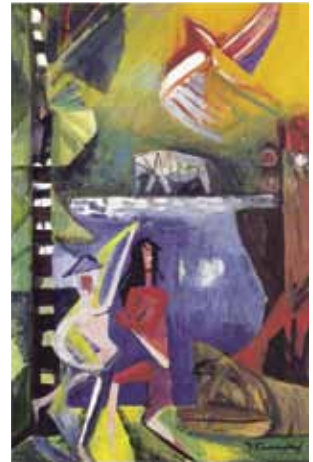
Ernst Gierlich

Alles andere als altbacken: Backsteinarchitektur
Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen macht sich um sie verdient

30

KK-NOTIZBUCH

31



*Ein Elefant im Passgang?
Auch sonst ist Dyskoordinati-
on die regellose Regel in dem
spätexpressionistischen Ge-
mälde von Bruno Krauskopf
– und daraus entsteht
Schönheit, keine eigentlich
westpreußische zwar, aber
Schönheit aus Westpreußen*

Bild: Westpreußisches Landesmuseum
Warendorf, vgl. Seite 3

Ort der inneren westpreußischen Einkehr

Das Westpreußische Landesmuseum, neu eröffnet in dem ehemaligen Franziskanerkloster Warendorf

Im Eingangsbereich mit Foyer und Garderobe erinnert die Klosterpforte daran, dass die Kulturstiftung Westpreußen eine Symbiose mit einem ehemaligen Franziskanerkloster eingegangen ist, dessen Geschichte bis ins 17. Jahrhundert zurückreicht und die mit Zugang zur Kirche in das Museumskonzept eingegliedert wurde. Der Kloster- und Museumskomplex liegt wenige Minuten vom Altstadtzentrum der bekannten westfälischen Pferdestadt Warendorf entfernt und ist gut erreichbar.

Durch das Foyer betritt der Besucher den früheren Kreuzgang mit Blick auf den Klostergarten, dessen Mitte ein riesiger 300 Jahre alter Buchsbaum beherrscht. Der große Raum am Ende des ersten Ganges ist Danzig gewidmet, dem stolzen Zentrum der Region Westpreußen. Ausgewählte charakteristische Möbel und typische Bilder geben exemplarische Einblicke.

Dr. Lothar Hyss, der Direktor des Museums, ist zu Recht stolz auf das Museumskonzept, das er mit seinem Team in mehr als einjähriger Arbeit entwickelt und bis zur

Eröffnung des Museums im Dezember 2014 umgesetzt hat: Nach dem Prinzip „Weniger ist mehr“ wurde bewusst auf alles verzichtet, was eher verwirrt als erkenntnisleitend auf das Wesentliche führt. Was der Besucher sieht, hat er noch lange in seiner Erinnerung: Klasse statt Masse.

Der zweite Gang führt an acht Bildern des Westpreußen Bruno Krauskopf (geboren 1892 in Marienburg, gestorben 1960 in Berlin) vorbei, den die Nationalsozialisten als „entartet“ verfemten. Im anschließenden Raum für Sonderausstellungen wird gerade unter dem Thema „Angekommen“ die Integration der Vertriebenen in Deutschland gezeigt, eine vom Zentrum gegen Vertreibungen ausgearbeitete Ausstellung.

Besonders erfreuen im dritten Gang die sieben Orientierungspunkte, die auf die Schwerpunkte der Dauerausstellung vorbereiten. Hier wird das Konzept in den Themenbereichen transparent, jeweils mit nur einem Exponat, verbunden mit einigen Stichworten. Das ist wirklich meisterhaft gestaltet und eine willkommene Hilfe für

*Kein Paradox:
nicht abweisende,
sondern einla-
dende – ehe-
malige – Klos-
termauern, das
neue Heim des
Westpreußischen
Landesmuseums
in Warendorf*

Bilder: der Autor



den Museumsbesucher.

Über eine Treppe gelangt man ins Obergeschoss (ein Fahrstuhl steht auch zur Verfügung), in dem früher die Mönchszellen lagen. Jetzt sind die Außenräumlichkeiten vergrößert, der enge Innenbereich gänzlich neu gestaltet. Die hier präsentierte Dauerausstellung umfasst die Geschichte Westpreußens vom Deutschen Orden bis 1945 als Ort des lange Zeit friedlichen Zusammenlebens von Deutschen und Polen, als späteren Schauplatz ethnischer und nationaler Auseinandersetzungen und als wichtigen Erinnerungsort für die Geschichte und Kultur des früheren Ostdeutschland, der heute ein gemeinsames Erinnern beider Völker ermöglicht. Darauf legt das Museum einen ganz besonderen Akzent.

Viel Phantasie und museumspädagogisches Geschick waren überall am Werk. Schon im ersten Raum kann man lange verweilen und sich selbst eine Rundreise durch Westpreußen mittels prächtiger Farbfotografien zusammenstellen, Schlösser und Burgen anschauen, Städtepanoramen bewundern. Im Bernsteinkabinett ist das einzigartige Modell einer Bernsteinkanone zu bewundern. Eine ganze Wand zeigt zahlreiche Inkluden, die mit einem beleuchteten Mikroskop hundertfach vergrößert werden, so dass der in Bernstein gegossene prähistorische Akt, in dem eine Spinne eine Ameise fängt, unmittelbar erlebbar wird. Kein Wunder, dass Schulklassen aus diesem Raum kaum herauszubekommen sind, wie Dr. Hyss lächelnd bemerkt.

Über fast die ganze Länge eines Innenraumes zieht sich das Modell einer halben Hansekogge, deren Wände zweifach durchbrochen sind: Man kann einen Lagerraum betreten, in dem Fässer und Getreide gebunkert sind, oder Räume mit dem Hafen von Danzig oder Modellansichten der Hansestadt Elbing. Zudem sind in die Außenwand Vitrinen eingelassen, in denen weitere Exponate aus der Hansezeit zu sehen sind. Da hat sich wirklich jemand

etwas einfallen lassen, wie Dr. Hyss zufrieden bemerkt.

Den großen Raum oberhalb des Danziger Raumes im Erdgeschoss prägt über die eine Wandseite ein riesiger Danziger Gobelin niederländischer Herkunft aus dem Jahre 1620. Davor stehen Vitrinen mit ausgesuchten Preziosen der Silberschmiedekunst, im Hintergrund wuchtige Danziger Schränke mit ihren gewundenen Säulen.

Ein besonderes Schmuckstück des Museums ist die Schatzkammer, in der vor goldenem Hintergrund in acht Hochvitriolen außergewöhnliche Silberarbeiten zu sehen sind. Auch hier wieder ging es den Museumsgestaltern um gezielte Auswahl dessen, was exemplarisch das Wesentliche zeigt.

Natürlich wird der Besucher mit Flucht und Vertreibung, mit der Integration der Westpreußen in Deutschland und mit dem Prozess der Annäherung und Versöhnung mit Polen vertraut gemacht. Lichtsäulen vermitteln in bewegten Fotos zeitgeschichtliche Begegnungen zwischen polnischen und deutschen Persönlichkeiten, die sich um die deutsch-polnische Aussöhnung



Waffen soll man weder verherrlichen noch verniedlichen, aber man kann sie aufs Schönste und Kostbarste karikieren: Bernsteinkanone



Fern allen Geschirrs oder gar Gebrauchswerts, dafür umso wertvoller: Silberkanne

verdient gemacht haben, von Willy Brandt über Helmut Schmidt und Helmut Kohl bis Johannes Rau und Christian Wulff, von Lech Walesa über Tadeusz Mazowiecki und Bronislaw Komorowski bis Papst Johannes Paul II.

Das Westpreußische Landesmuseum musste mit den gegebenen beengten räumlichen Bedingungen fertig werden und hat diese Aufgabe vorzüglich gelöst. Das Ergebnis ist ein wahres Schmuckstück, ein Lern- und Erinnerungsort, der Westpreußen als früher deutsche und heute polnische Region ansprechend präsentiert. Ein großzügiger Vermieter hat der Kulturstiftung Westpreußen nicht nur ein langfristiges Mietverhältnis gesichert, sondern das Haus auch nach den Vorstellungen des Mieters gründlich renoviert. Der Bund, das Land Nordrhein-Westfalen, der Landschaftsverband Westfalen-Lippe und die Stadt Warendorf fördern das Museum.

Klaus Weigelt (KK)

Es gibt sie doch

Evangelische Christen stellen in Polen nur noch eine kleine Gruppe, aber eine sichtbare

Polen gilt als das katholischste Land Europas. Dass es hier auch evangelische Christen geben könnte, liegt nicht gerade auf der Hand. Doch es gibt sie, wenn auch in einer kleinen Minderheit, aber durchaus wahrnehmbar zwischen Weichsel und der Oder und westlichen Neiße. Und das 70 Jahre nach der Flucht und Vertreibung der Deutschen aus den ehemaligen Reichsprovinzen Schlesien, Ost-Brandenburg, Pommern sowie Ost- und Westpreußen. Aber die heute in Polen lebenden Protestanten haben nur zu einem Teil etwas mit dem preußisch-deutschen Erbe zu tun.

Es gibt schon seit der Reformation inner-

halb des heutigen polnischen Staatsterritoriums evangelische Gemeinden, etwa im Teschener Land im Südosten Oberschlesiens, im Grenzraum zu Tschechien. Einer der „Bestseller-Autoren“ des 19. Jahrhunderts, Gustav Freytag („Soll und Haben“, „Die Ahnen“), wurde im ober-schlesischen Kreis Kreuzburg (heute Kluczbork) geboren, dessen Einwohnerschaft überwiegend evangelisch war und zum Teil heute noch ist, weil die dort ansässige Bevölkerung nach 1945 als sogenannte Autochthone (Eingeborene) dem Schicksal der Vertreibung weitgehend entging.

Von den 38,5 Millionen Polen bekennen

sich nur rund 85 000 zum Protestantismus. Eine wahre Diaspora im sonst bis heute sehr katholisch geprägten Polen. Obwohl sich auch hier seit der politischen Wende von 1989/90 und dem Beitritt Polens zur Europäischen Union 2004 viel geändert hat. Vor allem die Zahl der Glaubenslosen wächst. Die polnischen Protestanten gehören der Evangelisch-lutherischen Kirche Augsburgischer Konfession an (Kosciol Ewangelicko-Augsburgski w Polsce). Das Augsburgische Bekenntnis gilt als die verbindliche Schrift des lutherischen Glaubens und war die Grundlage für den Augsburgischen Religionsfrieden von 1555, der einst den Christen unterschiedlicher Konfessionen den jeweiligen Besitzstand zusicherte. Die Könige, Fürsten und sonstigen souveränen Stände erhielten das Recht, die Religion ihrer Untertanen zu bestimmen (*Cuius regio, eius religio*, vulgo: *Wes Brot ich ess, des Lied ich sing*).

Dass die polnischen Lutheraner unter einer deutschen Stadt, nämlich dem bayerischen Augsburg, firmieren, empfinden polnische Katholiken, also die große Mehrheit des Volkes, als einen Hinweis darauf, dass ihre Landsleute mit dem besonderen Bekenntnis eher ein Anhängsel der Reformation im großen Nachbarland Deutschland seien. Das erinnert an einen welthistorischen Vorgang, nämlich die Flucht und später die Vertreibung von mehr als zehn Millionen Deutschen aus den ehemals deutschen Reichsprovinzen. Die Mehrheit dieser Menschen war protestantisch, ausgenommen vor allem die Oberschlesier und Ermländer.

Nachdem die siegreichen Alliierten 1945 in Jalta und Potsdam mit Federstrichen auf der Landkarte Mitteleuropas Polen nach Westen verschoben hatten, nahm der katholische Primas Erzbischof August Hlond eigenmächtig alle christlichen Kirchen in Beschlag und meldete stolz dem Vatikan: „Der Spuk des Luthertums östlich von Oder und Neiße ist beendet.“ Die polnische Kirche wollte ihn unter Papst Johannes Paul II.



Die einst evangelische deutsche Hauptkirche St. Elisabeth in Breslau, heute katholische Garnisonkirche

Bilder: der Autor

seligsprechen lassen, aber die deutschen Bischofsbrüder meldeten wegen der Rigorosität Hlonds bei der Verschiebung der Bistumsgrenzen ohne römische Mitwirkung Bedenken an.

Der Protestantismus im Nachkriegspolen schien also 1945 tot, unabhängig von der Staatsangehörigkeit der konfessionellen Minderheit. Verständlicherweise wurden ungezählte evangelische Kirchen aus jahrhundertelanger deutscher Zeit polnische katholische Gotteshäuser. Riesige Marienbilder unterschiedlicher Art am Altar und weiß-rote Fahnen im Chor markierten den Wandel. Eine der bedeutendsten protestan-

tischen Kirchen in den Oder-Neiße-Gebieten, die Breslauer St.-Elisabeth-Kirche, seit 1525 reformiert, mutierte zur katholischen Garnisonkirche in Breslau.

Etwas verstört betrachtete der Autor dieses Berichtes, dessen Vater hier im Jahr 1911 konfirmiert worden ist, wie eine kleine polnische Militäreinheit im Gleichschritt und mit umgehängten Maschinenpistolen in St. Elisabeth einmarschierte. Vor der mächtigen Backsteinkirche von 1362, die nach dem Zweiten Weltkrieg perfekt restauriert wurde, erinnert eine sehr eindrucksvolle Statue an den 1906 im deutschen Breslau geborenen evangelischen Märtyrer Dietrich Bonhoeffer. In polnischer wie in deutscher Sprache wird sein Lebensweg von Breslau bis an den Galgen im Hitlerschen KZ Flossenbürg im April 1945, wenige Wochen

Eine der schönsten spätbarocken Kirchen Schlesiens in Carlsruhe, ein evangelisches Gotteshaus, in dem seit 1945 polnisch gepredigt wird



vor Kriegsende, dargestellt. Viele Touristen, Polen oder Deutsche, bleiben stehen.

Sosehr in den ersten Jahrzehnten nach dem Krieg das Luthertum in Polen als ein vermeintlich nur preußisches und damit deutsches Element aus dem öffentlichen Bewusstsein verdrängt worden ist, gemeinsam durch katholische Kirche und kommunistischen Staat, so kann man heute im EU-Land Polen, wo man hinsieht, Evangelisches entdecken. Klein, aber fein, sowohl was die Kirchengebäude als auch was die Gemeinden betrifft. Einen Steinwurf vom Zentrum der schlesischen Metropole Breslau, heute Wrocław, entfernt, steht die kleine evangelische Christophori-Kirche im Schatten eines riesigen neuen Parkhauses. In diesem Gotteshaus findet an jedem Sonntagvormittag ein protestantischer Gottesdienst in deutscher Sprache statt.

Erkundigt man sich als Ausländer, aus welcher Gesellschaftsschicht polnische Protestanten denn kommen und welche Berufe sie ausüben, so wird meist der Ausdruck „Mittel- und Oberschicht“ gebraucht. Viele Akademiker, Angehörige freier Berufe wie Rechtsanwälte, Ärzte, aber auch Politiker. Als Protagonist wird hier Jerzy Buzek genannt, der erste evangelische Ministerpräsident Polens (1992–2002) und spätere Präsident des Europäischen Parlaments in Brüssel und Straßburg. Auch soziologisch stimmt wohl die Beobachtung: Evangelisch in Polen ist klein, aber fein.

In den ehemals deutschen Reichsgebieten, die heute das westliche Polen bilden, gibt es, wenn man evangelischem Leben nachspürt, auch außerhalb der Großstädte wie Breslau, auf dem buchstäblich platten Lande, Erstaunliches zu entdecken. Da liegt die Kleinstadt Groß-Wartenberg (heute Syców) nordöstlich von Breslau an der gut ausgebauten Straße nach Lodz und Warschau, hart an der deutsch-polnischen Vorkriegsgrenze. Hier spielte einmal der deutschbaltische Hochadel in Gestalt der Prinzen Biron von Kurland als Großgrund-



Die Friedenskirche in Schweidnitz, Unesco-Weltkulturerbe, dient heute noch einer kleinen polnischen lutherischen Gemeinde

besitzer, aber auch als Stifter und Arbeitgeber in der Landwirtschaft eine große Rolle.

Am Rande eines wunderbar gepflegten Landschaftsparks (mit EU-Geldern gefördert) fällt eine vorklassizistische Kirche auf. Das Gotteshaus wurde von 1785 bis 1789 nach einem Entwurf des berühmten Carl Gotthard Langhans gebaut, des Schöpfers des Brandenburger Tores in Berlin. Heute dient diese nach Johannes und Petrus benannte Kirche der winzigen evangelischen Landgemeinde. Das Schloss, zu dem die gut restaurierte Kirche einst gehörte, ist nach dem Kriege von den sowjetischen Siegern niedergebrannt worden, das Gotteshaus blieb.

Ein anderes frappierendes Beispiel protestantischen Lebens ist in Oberschlesien im ehemals deutschen Karlsruhe, heute Pokój, zu besichtigen. Ja, einst Karlsruhe, aber mit „C“! Hier ließ Herzog Carl Christian Erdmann von Württemberg in seinem riesigen Jagdgebiet nach dem Siebenjährigen Krieg (1756–1763) zwischen 1765 und 1775 Schloss nebst Kirche erbauen.

Joachim Sobotta (Rheinische Post, KK)

Christentum: Sein und Tun

Bundestreffen der Ackermann-Gemeinde mit mehr als 400 Teilnehmern in Budweis

„Engagierte Christen braucht das Land!“ Der Schlusssatz aus der Festrede von Alois Glück, dem Präsidenten des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, kann als Appell an die weit über 400 deutschen und tschechischen Teilnehmer des Bundestreffens der Ackermann-Gemeinde und ihrer tschechischen Schwesterorganisation Sdružení Ackermann-Gemeinde in Budweis gelten.

Und es ist auch als Antwort auf das Tagungsthema zu verstehen: „Gemeinsam

gefordert, gemeinsam aktiv. Zusammen Christen und Europäer, zusammen Tschechen und Deutsche“.

Nach dem westböhmisches Pilsen vor sechs Jahren und der Zwischenstation Bautzen vor drei Jahren fand das Bundestreffen der Ackermann-Gemeinde nun erstmals in der südböhmischen Bischofsstadt statt. Und wie sich deutsche und tschechische Tagungsorte abwechseln, so war die Tagung vom 6. bis zum 9. August (wie auch viele andere der Ackermann-Gemeinde)

fast durchgängig zweisprachig, ebenso die täglichen Gottesdienste und Andachten, bei denen ranghohe Geistliche zelebrierten.

Ausgangspunkt der thematischen Arbeit war eine Analyse der Situation in Europa 25 Jahre nach dem Fall des Eisernen Vorhangs. „Europa-Lethargie – Das Leben in Frieden und Gerechtigkeit, eine Selbstverständlichkeit?“ lautete die Frage, mit der sich die Teilnehmer beim ersten Podium auseinandersetzten. Hier ging es etwa um das in Europa verbreitete Gesellschafts- und Wirtschaftsmodell der sozial moderierten Marktwirtschaft (im Kontrast zu den Modellen in den USA bzw. in Asien). Angesichts der Globalisierung erfahre das europäische Modell einen Umbruch. Auch die Werte-Konkurrenz sei eine Folge der Globalisierung. Die aktuellen Herausforderungen („Islamischer Staat“, Migration usw.) würden eine Zusammenarbeit der Staaten dringend nötig machen – doch zu beobachten sei, dass sich Menschen ebenso wie Staaten auf ihre eigenen Vorteile zurückziehen.

Der Frage, welche Verantwortung Christen in der säkularen Gesellschaft haben, widmete sich das Podium am Samstagmorgen. Durchaus differenziert betrachteten die Teilnehmer des Podiums den Begriff „säkular“ und betteten diesen in Kontexte wie „Pluralismus“ oder „gesellschaftlicher Dualismus“ ein.

Es gehe nicht darum, an die Macht zu kommen, sondern darum, den Dialog mit der Gesellschaft zu führen, meinte der Prager Bischofsvikar Dr. Vojtech Eliáš, der die Christen als Hoffnungsträger sieht. „Eine säkulare Gesellschaft postuliert, dass es viele Meinungen nebeneinander geben muss – das ist mir zu wenig“, konstatierte in seiner Stellungnahme Staatsminister a. D. Dr. Thomas Goppel. Ihm ist vielmehr darum

zu tun, „unsere Position neu zu formulieren, an der anderen zu messen und der Wirklichkeit als Angriffspunkt gegenüberzustellen“. Als Basis hierfür sieht Goppel die Unantastbarkeit der Würde des Menschen, d. h. das christliche Menschenbild.

Dies griff in der abschließenden Feierstunde am Sonntagvormittag auch Alois Glück, Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, in seiner Festrede zum Motto des Treffens, „Gemeinsam gefordert – gemeinsam aktiv“, auf, wobei er die Ackermann-Gemeinde als „Pionier des Brückenschlags zwischen Menschen“ bezeichnete. „Wo ist der Leuchtturm für unsere Orientierung?“, fragte Glück und

nannte als Antwort den Artikel 1 des Grundgesetzes. Daraus leite sich eine besondere Solidarität ab. Einen Dialog zwischen Kulturen und Religionen auf der Basis gegenseitigen Respekts sieht der ZdK-Präsident als eine der drängendsten Aufgaben, ferner müsse sich die EU wieder stärker als Wertegemeinschaft verstehen und bewähren. Er wandte sich gegen Zentralisierungstendenzen in der EU. Besonders könnten Christen in Europa ihr christliches Menschenbild, Solidarität und Gerechtigkeit, das

Besonders könnten Christen in Europa ihr Menschenbild, Solidarität und Gerechtigkeit, das Lebensmodell und als Quintessenz die Übernahme von mehr Zukunftsverantwortung einbringen.

christliche Lebensmodell und als Quintessenz die Übernahme von mehr Zukunftsverantwortung (Nachhaltigkeit) einbringen.

Höhepunkt des Bundestreffens war die Verleihung der Versöhnungsmedaille der Ackermann-Gemeinde im Gedenken an Hans Schütz zum einen an das Ehepaar Christa und Adolf Ullmann sowie an den tschechischen Vizepremier a. D. Fürst Karel Schwarzenberg.

„Sie haben miteinander den selbstgestellten Anspruch erfüllt – unermüdlich, mit ungeheurem Energieeinsatz und ohne Rücksicht auf die eigene Gesundheit (...). Dafür sind wir Ihnen zutiefst dankbar“, be-



Der Bundesvorsitzende der Ackermann-Gemeinde MdEP a. D. Martin Kastler, Christa Ullmann, Laudator Dr. Walter Rzepka

gründete Laudator Dr. Walter Rzepka, Ehrenvorsitzender der Ackermann-Gemeinde, an Christa Ullmann gewandt die Verleihung der Medaille an sie und ihren im letzten Jahr verstorbenen Gatten. Adolf Ullmann hat über Jahrzehnte in vielen Funktionen auf Diözesan- und Bundesebene in der Ackermann-Gemeinde seine Spuren hinterlassen, darüber hinaus aber auch die deutsch-tschechische Thematik in seinen weiteren Tätigkeitsfeldern als Lehrer, Kirchenmusiker und Kommunalpolitiker eingebracht.

„Weil Sie über Jahrzehnte kontinuierlich an einer Versöhnung zwischen Deutschen und Tschechen gewirkt haben“, begründete der Bundesvorsitzende der Ackermann-Gemeinde MdEP a. D. Martin Kastler die

Verleihung der Medaille an Schwarzenberg. „Wie viele Menschen mit Wurzeln in den böhmischen Ländern verkörpern Sie das Übernationale. Durch Ihr Reden und Handeln führen Sie uns vor Augen, dass wir die enge nationale Brille absetzen müssen, wenn wir unsere Nachbarschaft, Mitteleuropa und Europa gestalten wollen. Sie sind uns Vorbild als Europäer und mahnen uns, diese nationale Engstirnigkeit durch europäische Weite zu ersetzen und die gefährliche Enge des Denkens aufzugeben, die unsere Völker letztlich in die Katastrophen des 20. Jahrhunderts geführt hat. Sie haben unabhängig von Ihrer Position immer dazu beigetragen, dass der Mensch mit seinen unveräußerlichen Menschenrechten sowie die Wahrheit, mag sie noch so unangenehm sein, im Mittelpunkt stehen. Zwei zentrale Orientierungen, die Sie als wahrhaft christlichen Politiker auszeichnen. Zwei zentrale Orientierungen, die für Versöhnung unabdingbar sind.“

Unter dem Titel „Begegnung mit der süd-böhmischen Region“ gab es am Freitag-nachmittag Exkursionen zu Einrichtungen der sozialen Arbeit, der tschechisch-deutschen Zusammenarbeit und zu historischen Orten der gemeinsamen Geschichte. So verfolgte eine Gruppe die Spuren Adalbert Stifters, eine andere besichtigte die Wallfahrtskirchen in Sonnberg und Brünnl, die Borromäerinnen in Prachatitz gewährten einen Einblick in ihre soziale und pastorale Arbeit, in Glöckelberg stand das Wirken des Glaubenszeugen Pater Engelmar Unzeitig im Fokus, über pastorale Angebote für Familien konnten sich Interessierte im Familiensommerlager in Majdalena informieren. Natürlich stand auch Jan Hus auf der Themenliste und die Wallfahrtskirche Maria Gojau als Ort der deutsch-tschechischen Nachbarschaft.

Unter dem Motto „Stadt der lebendigen Bücher“ gab es schließlich an mehreren Orten in Budweis viel Wissenswertes: über die Budweiser Stadtgeschichte und



*Fürst Karel Schwarzenberg und
Martin Kastler*

Bilder: der Autor

das touristisch-kulturelle Konzept, die zentralen Gotteshäuser, die Pastoralarbeit für Migranten, aktuelle Herausforderungen der Jugend- und Familienpastoral, die Arbeit des Bischöflichen Gymnasiums bzw. des Ceska-Gymnasiums, Friedhöfe als Zeugen der Geschichte, Sinti und Roma oder das Zusammenleben von Deutschen und Tschechen in den 1940er Jahren. Und selbstverständlich gehörten auch Konzerte und Ausstellungen zum Programm.

Markus Bauer (KK)

Fremder Blick schärft den eigenen

Eine französische Biographie: *Antoine Marès: Edvard Beneš. De la gloire à l'abîme. Entre Hitler et Staline / Epilog. Pervin, Paris 2015, 502 S.*

In seiner Biographie präsentiert der Historiker Antoine Marès Eduard Beneš als Politiker, der stark polarisiert: Von etlichen Historikern gibt es für ihn nur Lob, von anderen wird er regelrecht verteufelt. Die Herausforderung für den Historiker bestand darin, diese beiden Extreme zu vermeiden, indem der Akzent auf die enge Beziehung zwischen dem Menschen Beneš und den Zwängen seiner Zeit gelegt wird. Dabei konzentriert sich die Auseinandersetzung von Marès mit dieser Persönlichkeit der Zeitgeschichte auf zwei Themen: die Sudetenfrage und die Kontroverse um die Rolle des Politikers in der Zeit von 1938 bis 1948.

Das Buch hebt die Brüche in der Biographie von Beneš hervor, seien sie sozial (er stammte aus sehr bescheidenen Verhältnissen und hat es innerhalb kurzer Zeit zum höchsten Amt im Staate geschafft), politisch (auf ein Kaiserreich – die k. u. k. Monarchie – folgte eine Republik und später eine „vorsowjetische Welt“) oder strate-

gisch (er war zunächst Befürworter eines föderalen habsburgischen Mitteleuropas, dann wurde er Anhänger einer radikalen Unabhängigkeit der Tschechoslowakei mit Frankreich als Vorbild, und zuletzt sah er sich als Vermittler zwischen Ost und West, was ihn in Richtung UdSSR zog). Zu diesen Brüchen kommt bei Beneš der starke Unterschied zwischen Handeln und Rhetorik. Stets bedient er sich der Kraft des Wortes als politisches Mittel.

Tatsache ist aber auch, dass er als Politiker feste Überzeugungen hatte. Beneš war ein überzeugter Demokrat und ein sozialer Politiker, daher sein „Flirt“ mit den beabsichtigten Gesellschaftsänderungen der russischen Kommunisten. Viel mehr als ein Parteimensch war er allerdings ein Politiker mit einem starken nationalen Ideal. Seine „Partei“ war der tschechische Staat. Mehrmals im Laufe seiner politischen Laufbahn hat er seine Meinung geändert, aber in dem Glauben an die nationale Dimension



Titelseite vom 22. Oktober 1945

Quelle: Wikimedia Commons

seines Auftrages ist er sich treu geblieben. Er war der Meinung, man müsse sich den Umständen anpassen, um das Wesentliche zu bewahren: die Einheit der Nation und den Staat. Dabei spielte die Münchner Konferenz als psychologisches und politisches Trauma eine Schlüsselrolle und hat seine Zeit als Präsident der Republik geprägt.

Auf seine Liebe zu Frankreich in den 20er Jahren und sein grenzenloses Vertrauen in das Land, das an Verblendung grenzt, folgt nach dem Zweiten Weltkrieg das Bestreben, München vergessen zu machen. Nach dem Schock der Münchner Konferenz versucht er sich an die Illusion eines uneigennütigen Schutzes durch die UdSSR zu klammern und erntet von seinen Widersachern den Vorwurf des Machiavellismus. Um dies zu verstehen, muss man auch psychologische Aspekte seiner Persönlichkeit berücksichtigen. Frühe politische Erfolge und ein gewisses Talent, seine Ansprechpartner zu überzeugen, haben ihn dazu gebracht, sich als Schöpfer der Tschechoslowakei zu sehen,

und dieser Kraftakt verleiht ihm bis 1938 sehr viel Selbstvertrauen.

Im Jahre 1945 ist er davon überzeugt, dass er ein zweites Mal triumphiert hat, indem es ihm gelungen ist, „München zu löschen“ und die Tschechoslowakei wiederherzustellen. Dafür ist ihm die Bevölkerung dankbar, sodass sein Selbstvertrauen unerschüttert bleibt. Allerdings hat er die Gefahren der neuen politischen Situation mit dem heraufziehenden Kalten Krieg nicht richtig eingeschätzt. Er glaubt immer noch an die Möglichkeit, die Unabhängigkeit seines Landes zu bewahren, und seine antikommunistischen Widersacher werden ihm bald, auch zu Recht, den Vorwurf machen können, er habe sich in die Höhle des Löwen begeben.

Marès präsentiert Meinungen diverser tschechoslowakischer Politiker und Historiker über Beneš, um hervorzuheben, dass sein Verhältnis zum Marxismus und zur UdSSR in dieser Auseinandersetzung eine zentrale Rolle gespielt hat. Ihm wird sein „Verrat vom Februar 1948“ bei der Machtübernahme der kommunistischen Partei in der Tschechoslowakei vorgeworfen. Für seine Gegner bleibt Beneš der Mann einer doppelten Kapitulation (München 1938 und Februar 1948) und zweier fataler Entscheidungen: die Abschiebung der deutschen Bevölkerung und die UdSSR zum privilegierten Verbündeten gewählt zu haben. Für seine Anhänger dagegen gilt Benes als Demokrat, der jede Form von Extremismus verabscheut hat, und als Patriot mit starken nationalen Überzeugungen

Als Schluss hebt Marès hervor, dass Beneš das tschechoslowakische demokratische Modell und den europäischen Pazifismus (siehe seine Vermittlerrolle im Völkerbund) verkörpert. Die Abschiebung der deutschen Bevölkerung bleibt aber wie ein unlösbarer Fleck auf einer Vita, die dem Bürgerfrieden und dem internationalen Frieden gewidmet war.

Christelle Goarnisson (KK)

Als Menschen zu „Material“ wurden

Eine Ausstellung über die Bessarabiendeutschen wurde durch eine Berliner Konferenz historisch vertieft

Nach 20 Stationen in der Ukraine, der Republik Moldau, Rumänien, in verschiedenen Städten in Deutschland und auch in den USA ist die Ausstellung „Fromme und tüchtige Leute ...“ über die Deutschen aus Bessarabien nun auch in Berlin angekommen. Die Wanderausstellung, die seit 2010 unterwegs ist, war diesmal erweitert um den Ausstellungsteil, der die Leistungen deutschstämmiger Persönlichkeiten im 19. Jahrhundert für die Entwicklung der Hauptstadt Bessarabiens, Kischinew, zu einer modernen Regionalmetropole darstellt und der 2014 bereits mit großem Erfolg in Chisinau gezeigt worden ist.

Zu den Besuchern zählten nicht nur solche mit familiären Bezügen zu Bessarabien aus Berlin und Umgebung, sondern auch zahlreiche Neugierige, auch aus dem Ausland, die den spektakulären Ort, die Parochialkirche in Berlin-Mitte, bewundern wollten und hier zum ersten Mal mit der Geschichte der Bessarabiendeutschen in Berührung kamen.

Ein Anknüpfungspunkt war dabei oft das Thema der Migration, das alle Welt zur Zeit beschäftigt. Bereits bei der Eröffnung am 2. Juni vor 200 Gästen wies Markus Meckel, der letzte, frei gewählte Außenminister der DDR nach der Wende und heutige Präsident des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge, darauf hin, dass Migration selten freiwillig ist und dass die brutale Völkerverschiebung in der Folge des Hitler-Stalin-Paktes, deren Opfer auch die Bessarabiendeutschen waren, viel zu wenig im öffentlichen Bewusstsein präsent sei. Diese Ausstellung hier in Berlin sei längst überfällig.

Aureliu Ciocoi, der Botschafter der Republik Moldau, und Oleg Mirus, der Vertreter der ukrainischen Botschaft, wiesen auf die enge geschichtliche Verbindung ihrer Völker mit den Deutschen hin. Am 10. Juni nahm sich Bundespräsident a. D. Dr. Horst Köhler, dessen Familie bekanntlich aus Nordbessarabien stammt und der großes Interesse an vertieften Informationen

*Es bedarf weder
der Farben noch
des Sonnenscheins, damit eine
Aufnahme vom
Dorfanger strahlt:
Kirchgänger*

Bilder
aus der Ausstellung



speziell zur Zwischenkriegszeit und zur Umsiedlung hat, viel Zeit für eine Führung mit den Ausstellungskuratoren.

Im Rahmen der Ausstellung veranstalteten Ute Schmidt und Ulrich Baehr, die Kuratoren der Ausstellung, eine Konferenz mit dem Titel „70 Jahre Kriegsende 1945 – 75 Jahre Umsiedlung der Deutschen aus Bessarabien, dem Baltikum, der Bukowina u. a. (1939/40)“. Die Konferenz, an der ca. 40 Gäste teilnahmen, darunter zeitweise auch Bundespräsident a. D. Köhler, fand im Gemeindesaal der Kirchengemeinde St. Petri/St. Marien statt. Für die Analyse des Umsiedlungsgeschehens konnten die Veranstalter profilierte Referentinnen und Referenten gewinnen, die ihre Impulsreferate zur Diskussion stellten.

Markus Leniger, Katholische Akademie Schwerte, gab einleitend einen Überblick zum Thema: „Nationalsozialistische Bevölkerungspolitik in Osteuropa 1939 bis 1945“. Er verwies darauf, dass die in der Zwischenkriegszeit praktizierte Volkstumspolitik nicht zwangsläufig in eine „Germanisierungspolitik“ im Osten mündete. Die Priorität lag zunächst auf der Stabilisierung deutscher Minderheiten im Ausland in ihren traditionellen Siedlungsgebieten. Die von der NS-Regierung geplante forcierte Umsiedlung von 200 000 Südtirolern aus ihrer Heimat 1939/40 markierte einen Wendepunkt, der den Boden für zukünftige Umsiedlungen und Bevölkerungsverschiebungen vorbereitete.

In der NS-Außenpolitik wurden die deutschen Volksgruppen im Ausland jedoch von Anfang an als Verfügungsmasse betrachtet, die, wie im Fall Südtirol, als Störfaktoren für außenpolitische Bündnisse auszuschalten waren oder als Arbeitskräftereservoir dienen und als Vorwand für die gewaltsame Expansion genutzt werden konnten. Infolge der Bevölkerungstransfers nach dem Hitler-Stalin-Pakt (1939/40) stellten die „volksdeutschen Umsiedler“ aus Ost- und Südosteuropa für die SS-Siedlungsplaner

ein willkommenes „Menschenmaterial“ für den „deutschen Aufbau im Osten“ dar. Der Referent stellte die These auf, dass sich die NS-Politik auf keinen „Masterplan“ gestützt habe. Sie war vielmehr durch eine Dynamik gekennzeichnet, die immer mehr zu einem sich selbst beschleunigenden und radikalierenden Aktionismus der beteiligten Institutionen führte und mit einer „menschenverachtenden Bereitschaft Menschenleben beliebig zur Disposition gestellt“ habe.

Heinrich Wittram, Hannover, referierte über „Die Umsiedlung der Baltendeutschen“. Er stellte eingangs fest, er wolle von den „Deutschbalten“ sprechen, da der Begriff „Baltendeutsche“ nationalsozialistischem Sprachgebrauch entstamme. Er nannte zunächst die Beweggründe für den Aufbruch von 1939. Man könne aufgrund der Propaganda in den Medien von einer „diktierten Option“ für die Umsiedlung sprechen. Er schilderte schließlich den Verlauf der Umsiedlung und die Ansiedlung der Deutschbalten im besetzten Polen und stellte fest, dass sich bei den Umsiedlern allmählich eine „apokalyptische Stimmung“ verbreitet habe. Die Versprechen vor der Umsiedlung, insbesondere zur „geschlossenen Ansiedlung“, seien nicht eingehalten worden. Für die Deutschbalten treffe nur das Fazit zu, die Umsiedlung sei gescheitert.

Ortfried Kotzian, Augsburg, ehemals Leiter des Hauses des Deutschen Ostens in München und des Bukowina-Instituts in Augsburg, verglich die Umsiedlergruppen aus Wolhynien, Galizien und der Bukowina. Dabei wurden die unterschiedlichen Voraussetzungen, die Entstehung der deutschen Sprachinseln, ihre Entwicklung, die soziologische Struktur in der Zwischenkriegszeit mit dem Entwicklungsstand vor der Umsiedlung 1940 verglichen. Auch die unterschiedlichen Reaktionen auf das Umsiedlungsgeschehen wurden untersucht.

Ute Schmidt, Freie Universität Berlin, befasste sich eingehend mit der Umsied-

Als die Fotografie
sich noch der
Genremalerei
erinnerte:
Pferdemarkt



lung der Deutschen aus Bessarabien ins besetzte Polen. Am 26. Juni 1940 stellte die Sowjetunion Rumänien ein Ultimatum, Bessarabien und die Nordbukowina an die UdSSR abzutreten und binnen drei Tagen zu räumen. Zwei Tage später besetzte die Rote Armee ganz Bessarabien. Die Umsiedlung war zwar im Prinzip freiwillig, faktisch jedoch ohne Alternative. Die Folgen der Sowjetisierung im benachbarten Südrussland, die konkreten Erfahrungen während der zweieinhalb Monate dauernden sowjetischen Besatzung und nicht zuletzt das Versprechen der NS-Regierung, den Umsiedlern „in Deutschland“ wieder eine neue Heimat zu schaffen, waren die Hauptgründe dafür, dass sie sich fast komplett in die Umsiedlerlisten einschrieben.

Die Referentin beschrieb die Diskrepanz zwischen der „Heim-ins-Reich“- Propaganda und den Erfahrungen der Umsiedler vor Ort, z. B. die Verhältnisse in den Lagern, in denen die Umsiedler Monate, manche sogar Jahre lang festsaßen. Sie ging auch auf die vielfältigen Probleme der Ansiedlung im besetzten Polen ein. Viele der religiös geprägten Bessarabiendeutschen betrachteten die Vertreibung der polnischen Eigentümer als Unrecht, hatten aber unter

den gegebenen Verhältnissen kaum Möglichkeiten, dagegen anzugehen.

Im Januar 1945 endete die Flucht aus dem östlichen „Warthegau“ in einer Katastrophe. In diesem Chaos befanden sich auch viele Bessarabiendeutsche. Nicht wenige von ihnen wurden, trotz deutscher Staatsbürgerschaft, als „Repatrianten“ zwangsweise in die UdSSR rückgeführt. Nach 1945 hatten die Bessarabiendeutschen keine Alternative zur möglichst raschen Eingliederung im Nachkriegsdeutschland. Nicht wenige wanderten nach Übersee aus. Rückkehrforderungen oder Besitzansprüche wurden von den Bessarabiendeutschen nie erhoben.

Katharina Zeiher, Berlin, berichtete über ein „Erinnerungsprojekt“ des Geschichtsinstituts der Universität Warschau, bei dem es um „deutsche und polnische Erfahrungen mit der NS-Ansiedlungspolitik“ ging.

Dr. Maria Ziebrandt, Dresden, hatte einen Vortrag zum Thema „Aussonderung und Euthanasie im Rahmen der Umsiedlungen“ vorbereitet. Dieser kaum bekannte Teilbereich des Umsiedlungsgeschehens und der NS-Bevölkerungspolitik zeigte die Menschenverachtung der Verantwortlichen des NS-Machtapparates auf, die in „rasse-

hygienischen“ (erbbiologischen) Untersuchungen, Zwangssterilisation, Ermordung („Ausmerzungen“) erbkranker Personen unter den Umsiedlern gipfelte. Durch Selektion sollte eine „neue Siedlergesellschaft“ geschaffen werden. Die Umsiedler waren für die NS-Rassehygieniker als Versuchspersonen ein willkommener Datenpool, nach damaligem Sprachgebrauch eine „ausreichend große Menge an Menschenmaterial“.

In der anschließenden Diskussion stellte Bundespräsident a. D. Horst Köhler die Frage in den Raum, wie die Befindlichkeit der Umsiedler in den Lagern gewesen sei und ob man Widerstand gegen die Ansiedlung in Polen hätte leisten können. Es bestand Einigkeit darüber, dass zu diesen Fragen noch weitere Forschungen nötig seien.

Die Behauptung aus dem Publikum, die „frommen und tüchtigen Leute“ seien alle

angepasst gewesen, löste Widerspruch aus: Ulrich Baehr und Ortfried Kotzian betonten, dass die Einstellungen zum NS-Regime im „Reich“ mit denen der Deutschen im Ausland nicht gleichzusetzen seien und dass Akzeptanz und Einfluss der NS-Ideologie bei den einzelnen Volksgruppen in Osteuropa völlig unterschiedlich ausgeprägt gewesen seien, abhängig u. a. von städtischer und ländlicher Sozialstruktur. In Bessarabien handelte es sich z. B. um eine bäuerliche Gesellschaft mit Strukturen lokaler Demokratie und einer pietistisch-protestantischen Ethik. Eine vergleichende mentalitätsgeschichtliche Untersuchung aller Auslandsdeutschen in Ost- und Südosteuropa in Bezug auf ihre Kontamination durch die NS-Ideologie stehe noch aus und sei nach wie vor ein Forschungsdesiderat.

Ortfried Kotzian, Ute Schmidt (KK)

Die Donau mag schön und blau sein

Das Donauschwäbische Zentralmuseum Ulm sorgt dafür, dass viele anderen Farben hinzukommen

Das im Sommer des Jahres 2000 eröffnete Donauschwäbische Zentralmuseum in Ulm präsentiert auf 1500 Quadratmetern die Geschichte der deutschen Bauern und Handwerker, die von der Habsburgermonarchie im 18. und 19. Jahrhundert in Ungarn angesiedelt wurden. Das DZM versteht sich als Vermittlungsinstanz zwischen wissenschaftlichem Anspruch, dem Erfahrungsschatz der Erlebnisgeneration und den Bedürfnissen des Publikums.

Derzeit wird in 26 Abteilungen der Dauerausstellung unter dem Motto „Räume, Zeiten, Menschen“ das Leben der deutschen Minderheit in der Vielvölkerregion Südosteuropa vorgestellt. Vor kurzem hat der Stiftungsrat über eine Überarbeitung der permanenten Ausstellung entschieden. Der Vorsitzende des Stiftungsrates, der baden-

württembergische Innenminister Reinhold Gall MdL, erklärt, dabei müsse auch an neue Formen der kulturellen Bildung und deren Vermittlung gedacht werden. Die Vorstandsvorsitzende, Bürgermeisterin Iris Mann, sieht in einer Überarbeitung der Präsentation die Chance, das Museum mit neuen Themen für weitere Zielgruppen zugänglich zu machen.

Durch die Umgestaltung der Dauerausstellung soll ein neuer Parallelrundgang zu den großen Themenräumen entstehen, der das Leitthema „Donau“ aufgreift. Hier werden verschiedene Aspekte rund um den europäischen Strom behandelt, von der Ulmer Donauschiffahrt über die Dialekte der Donauschwaben bis hin zu den kulturellen Wechselbeziehungen in deren Siedlungsgebieten. Das Handwerk der Schiffbauer



Diese Skulptur von Ingo Glass vor dem Haus setzt schon einen ersten Akzent: gelb

Bild: DZM

kann mit Werkzeugen, Zeichnungen und Fotografien anschaulich dargestellt werden. Schließlich sollte damit nicht zuletzt auch daran erinnert werden, dass es die Ulmer Schiffer waren, die die Auswanderer vor 300 Jahren auf ihren „Ulmer Schachteln“ nach Ungarn transportierten. Hinzu kommen aktuelle länderkundliche und touristische Aspekte, die mit Exponaten aus der Sammlung des DZM veranschaulicht werden können.

Herzstück der Einrichtung wird nach wie vor die Darstellung der donauschwäbischen Geschichte sein, die einen Bogen von der Auswanderung im 18. Jahrhundert in die Gegenwart spannt. Viele Themen aus der donauschwäbischen Vergangenheit wie Flucht, Vertreibung, Migration oder multiethnisches Zusammenleben sind auch heute noch aktuell und lassen sich bestens in einen europäischen Kontext einbauen. Vor dem Hintergrund, dass die Zeitzeugen

immer weniger werden, muss das Museumsteam die Präsentation dahingehend umgestalten, dass sie auch für ein Publikum interessant ist, das keine unmittelbar persönlichen Bezüge zum Thema hat.

Nach dem grundsätzlichen Beschluss des Stiftungsrates erarbeitet das Museumsteam um Direktor Christian Glass zusammen mit dem wissenschaftlichen Beirat eine Detailkonzeption. Ziel ist es, dass das DZM zum 20jährigen Jubiläum im Jahr 2020 seine Besucher mit einer neu gestalteten Dauerausstellung empfangen kann.

Das Museum beherbergt am 9. Oktober 2015 die Eröffnungsveranstaltung der Ungarischen Kulturtag. Bei dieser Gelegenheit wird die Ausstellung „Donaublicke. Ungarische Kunst aus Szentendre“ eröffnet. Zu den Ehrengästen gehören Ivo Gönner, Oberbürgermeister der Stadt Ulm, János Berényi, Generalkonsul von Ungarn in Stuttgart, und Regina Hellwig-Schmid, Mitkuratorin der Ausstellung „Donaublicke“. Musikalisch wird die Veranstaltung vom „Donau Harmonie Brass Ensemble“ begleitet.

Die diesjährigen ungarischen Kulturtag Ulm werden von der Stadt Ulm, dem DZM, dem Haus der Donau, dem Jazzkeller Sauschdall und der Pfarrkirche St. Michael zu den Wengen ausgerichtet. Zum Programm gehört u. a. ein literarischer Abend, in dem Hannelore Jäger und Sibylle Schleicher aus Magda Szabós Veröffentlichung „Hinter der Tür“ lesen. Hinzu kommen ein Bildervortrag mit Bernadett Gyuricza, der Direktorin des Ungarischen Tourismusamtes München, sowie ein Podiumsgespräch mit dem Titel „Deutsche in Ungarn – gestern und heute“ unter der Moderation von Anita Schlesak (SWR). Ein A-cappella-Konzert mit „Ars Nova Sacra“ unter der Leitung von Dénes Répássy und ein Jazzkonzert mit Béla Szakcsi Lakatos & Friends sind weitere Höhepunkte der diesjährigen ungarischen Kulturtag in Ulm.

(KK)

Mitten im Heute

Das Oberschlesische Landesmuseum Ratingen und die CDU NRW bewahren Vergangenheit und beleben die Gegenwart

Mit einer Feierstunde, einer Diskussionsrunde und einem Empfang beging die CDU-Landtagsfraktion Nordrhein-Westfalen in der Stiftung Haus Oberschlesien von Ratingen-Hösel den Tag der Heimat 2015. Unter dem Motto „Vertreibungen sind Unrecht – gestern wie heute“ wurde die Veranstaltung zum Anlass genommen, historische Fakten in Erinnerung zu bringen sowie ein Zeichen der Versöhnung zu setzen und nicht zuletzt auch eine Mahnung gegen weltweites Unrecht von Vertreibung, Deportation, Willkür und Gewalt auszusprechen.

Seit dem Beginn des Zweiten Weltkrieges mit dem Überfall auf Polen am 1. September 1939 brachte das nationalsozialistische Regime unermessliches Leid über die Völker Europas. Viele Deutsche aus Ost-, Mittel- und Südosteuropa mussten auf besondere Weise büßen: Ab 1945 wurden sie aus ihren Heimatgebieten vertrieben. Sie zogen in Flüchtlingstrecks durch den eisigen Winter, oder sie wurden zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion verschleppt. Das Schicksal dieser Menschen stand im Mittelpunkt des Gedenkens am Tag der Heimat. Nicht unerwähnt blieb, dass viele Vertriebene in Nordrhein-Westfalen eine neue Heimat gefunden und zum Aufbau des Landes beigetragen haben.

Die zahlreichen Gäste wurden von Armin Laschet MdL, dem Vorsitzenden der CDU-Landtagsfraktion Nordrhein-Westfalen, und Heiko Hendriks MdL, dem Vorsitzenden der Ost- und Mitteldeutschen Vereinigung der CDU Nordrhein-Westfalen, begrüßt. Die Festrede hielt der Präsident des Bundes der Vertriebenen (BdV), Dr. Bernd Fabritius MdB.

Armin Laschet bestritt mit Gästen eine Diskussionsrunde, die von Dr. Stephan Kaiser, Direktor des Oberschlesischen



*Haus der offenen Tür und der offenen Worte:
Oberschlesisches Landesmuseum Ratingen*

Bild: Dieter Göllner

Landesmuseums, moderiert wurde. Zu den Teilnehmern gehörten die Schriftstellerin Monika Dahlhoff als Zeitzeugin von Flucht und Vertreibung, Alexander Kühl, NRW-Landesvorsitzender der Deutschen aus Russland, Düzen Tekkal, Journalistin und Filmemacherin jesischer Herkunft, und Serap Güler MdL, integrationspolitische Sprecherin der CDU-Landtagsfraktion. Msgr. Dr. Alexander Hoffmann und Pfarrer Edgar L. Born sprachen Andachtsworte und Totenehrung. Das musikalisch von Elena Bär und Rada Pagodaewa begleitete Programm wurde mit einem Schlusswort von Werner Jostmeier MdL, dem Beauftragten der CDU-Landtagsfraktion für Heimatvertriebene und Spätaussiedler, abgerundet.

(KK)

Diener Gottes auf „schwierigem Handlungsfeld“

Thomas Scharf-Wrede (Hg.): Adolf Kardinal Bertram (1859–1945). Leben und Wirken. Verlag Schnell u. Steiner, Regensburg 2015, 239 S., 29,95 Euro

Eine umfassende wissenschaftliche Biographie des Bischofs von Hildesheim (in den Jahren 1906 bis 1914), Fürstbischofs von Breslau (1914 bis 1945) und seit 1920 Vorsitzenden der Fuldaer Bischofskonferenz Adolf Kardinal Bertram fehlt bis heute.

Der von Thomas Scharf-Wrede, dem Direktor des Hildesheimer Bistumsarchivs, herausgegebene Band beruht auf wissenschaftlichen Tagungen, die im Jahre 2009 in Hildesheim und Breslau mit Unterstützung des Instituts für ostdeutsche Kirchen- und Kulturgeschichte stattfanden. Unter den 15 Beiträgen befinden sich zwei in Polnisch mit deutscher Zusammenfassung. Andere befassen sich u. a. mit Bertrams Wirken in Hildesheim, der Eigenverantwortlichkeit der Laien, Kirchenbauten, seinem wegen der Oberschlesienfrage nicht immer einfachen Verhältnis zu Achille Ratti, dem Nuntius in Warschau und späteren Papst Pius XI., und zu Eugenio Pacelli, später Pius XII., mit dem er wegen der Konkordatsverhandlungen im Dissens war. Wichtig ist der Beitrag über die seelsorgliche Betreuung polnischsprachiger Katholiken, ein Problem, das Bertram schon in Hildesheim und noch mehr in Breslau beschäftigte. Im Bistum Hildesheim gab es damals einschließlich der Saisonarbeiter fast 50 000 Polen.

Hans-Jürgen Karp, jahrzehntelang Vorsitzender des Historischen Vereins Ermland, weist darauf hin, dass die Bischöfe Bertram und Kaller im Ermland von möglichst vielen Priestern wenigstens grundlegende Polnischkenntnisse erwarteten und jegliche nationalpolitische

Aktivität untersagten. Unter Berufung auf das Konkordat vertraten sie gegen das NS-Regime – spätestens seit 1939 vergeblich – das Recht auf die Muttersprache bei der Betreuung der polnischen Minderheit in Gottesdienst, Beichte und Religionsunterricht und ein entsprechendes Vereinsleben.

Kaller weigerte sich drei Jahre lang, eine polnische Inschrift von einem Missionskreuz vor der Jakobikirche in Allenstein zu entfernen. Am 15. August 1939 sah sich Kaller gezwungen, von polnischen Predigten und Liedern im Gottesdienst Abstand zu nehmen. In seinem Amtsblatt allerdings veröffentlichte er die Anweisung nicht. Ähnlich war es im Erzbistum Breslau. Umgekehrt verlangten im Bistum Kattowitz mit etwa 18 Prozent deutschsprachigen Katholiken polnische Organisationen, man solle auf deutschsprachige Elemente in den Gottesdiensten verzichten.

Die Frage, ob Bertram immer das Richtige getan hat, bezieht sich vorwiegend auf seine Haltung gegenüber dem NS-Regime und kann im Nachhinein nicht schlüssig beantwortet werden. Professor Joachim Kuroпка (Vechta) geht es um die kirchenpolitische Konzeption des Kardinals im zunächst weltweit größten Bistum Breslau mit einem „schwierigen Handlungsfeld“, zum Teil verfeindeten Nationalitäten wie Deutschen, Polen und Tschechen, ständigen Eingriffen der NS-Behörden vor allem in der Diözese Kattowitz.

Auch bei der Auswertung römischer Akten versucht Kuroпка dem Kardinal und Vorsitzenden der Fuldaer Bischofskonferenz gerecht zu werden, der eine Eingabepolitik verfolgte und die direkte Begegnung mit Hitler scheute. Genannt werden die erfolglosen Besuche anderer Bischöfe. Nicht erwähnt wird, dass Bertram vielleicht wegen seines kleinen Sprachfehlers die direkte Konfrontation mit dem Diktator scheute und wohl auch erfahren hatte, dass der bayerische Landesbischof Meiser von Hitler zusammengebrüllt worden war.

Diesem nicht nur für die Kirchengeschichte

bedeutsamen Buch fehlt eine Zeittafel und eine Karte von Schlesien und Ostpreußen für nicht mehr so kundige Leser. Mit Hilfe des PC wäre ein Personenregister schnell realisierbar gewesen. Das Autorenverzeichnis hätte ausführlicher sein können.

Norbert Matern (KK)

Denken und Nach-Denken

Arno Herzig: Geschichte Schlesiens. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart. C. H. Beck, München 2015, 128 S., 8,95 Euro

Arno Herzig ist in den letzten Jahren mit zahlreichen Darstellungen zur schlesischen Geschichte hervorgetreten. Das ist wichtig, zumal seine Publikationen in verschiedenen Verlagen ein breiteres deutsches Publikum erreichen können. Nun hat er in der Reihe C. H. Beck Wissen einen Überblick oder, sagen wir, Einblick in die schlesische Geschichte vorgelegt.

In der Kürze liegt die Würze. Das stimmt, und angesichts der Komplexität auch der schlesischen Geschichte ist Lob für das Wagnis angebracht, diese überhaupt kurz darzustellen und sich der Gefahr weniger der Auslassung als der Vereinfachung auszusetzen. In seiner insofern mutigen Überblicksdarstellung hat Arno Herzig hier und da doch Punkte der Exemplifizierung wegen herausgegriffen, die entweder kürzer oder länger hätten behandelt werden sollen. Das alles liegt natürlich in der Entscheidung eines Autors – und ist nicht zu kritisieren.

Einige Anmerkungen zum Kapitel über das 20. Jahrhunderts aber sind fällig, denn hier zeigen sich die Risiken der Verknappung, die auf entstellende Vereinfachung hinausläuft.

Abkürzungen sollten aufgelöst werden, zumal die von heute wenig bekannten Parteien der Weimarer Republik. Welcher der drei Oskars ist falsch? Nur so kann nun die Wissensfrage heißen, wenn bei der Breslauer Kunstakademie drei namhafte Künstler, Moll, Mueller und Schlemmer mit gleichem Vornamen genannt werden. Das richtige Ergebnis erzielt, wer den Maler Otto Mueller kennt. Etwas davor ist von wichtigen zeitgenössischen schlesischen Au-

toren die Rede, einen Hermann Müller-Neiße aber hat es nicht gegeben. Gemeint ist Max Herrmann-Neisse.

So neu wie unzutreffend ist die Behauptung, dass die Waffen-SS den fingierten Überfall auf den Sender Gleiwitz in der Nacht zum 1. September 1939 verübt hätte. Die Formationsgeschichte der SS kann man im Zusammenhang mit dieser Aktion entweder außer Acht lassen, oder man differenziert und benennt den Inlandsgeheimdienst (SD) der SS, somit die Zuständigkeit von Reinhard Heydrich.

Verwechselt werden die Treuhandstelle Ost und die Reichswerke Hermann Göring. Dass auch dieser Konzern bzw. seine Unternehmen es auf die ostoberschlesischen Produktionsstätten und deren wehrwirtschaftliche Nutzbarmachung ab Winter 1939 abgesehen hatten, gehört zu einem komplizierten Prozess um Investitionsentscheidungen und Besitzrechten, der in zwei Sätzen kaum annähernd zu beschreiben ist. Die zur Verteilung eingesetzte staatliche Treuhandorganisation ist jedoch kein Teil eines Wirtschaftsunternehmens gewesen, trotz der Interessensüberschneidungen und Ämterhäufung von Parteifunktionären. Ob in diesem Zusammenhang die Rolle des SS-Führers Udo von Woyrsch in Rivalität zu Gauleiter Helmuth Brückner überbewertet wird, steht hinter der Frage zurück, ob dem Leser mit einer derartigen Überblicksdarstellung mit kurz aufscheinenden Namen ohne Hintergrund überhaupt gedient ist.

Breslaus Sportstadien mögen unter keinem guten Stern stehen, wobei das neue von 2012 eben als Baumasse viel größer ist als jenes, das Herzig – und darauf alleine kommt es hier an – als „nationalsozialistische Monumentalarchitektur“ ansieht. Die Konzeption durch den in der Breslauer Stadtbauverwaltung tätigen Architekten Richard Konwiarz und die nicht näher datierte Ausführung (1926 bis 1928, also weit vor der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten) verbieten an sich eine derartige Pauschalaussage.

Herzigs Darstellung liest sich mit Gewinn, zumal eben der Umfang so bemessen ist, dass sich auch Unkundige die Lektüre zutrauen werden. Sie verhilft zu einem gesicherten Wissenstand, der hier und da zu eigenen Vertiefungen anregen wird. Wenn also viele Bereiche angeschnitten werden, wo auch der Rezensent einhakt, dann ist das nur richtig für den Dialog über

Schlesien, der gerade im Wissen der Neuzeit noch der Forschung und des interdisziplinären Diskurses bedarf.

Stephan Kaiser (KK)

Sine ira et cum studio

Dieter Roth: Der müde Lord. Roman. Rhein-Neckar-Zeitung, o. O. 2013, 484 S.

In Siebenbürgen war Müdigkeit ein Laster, sie musste es sein, denn man hatte ja zu tun und keine Zeit für Befindlichkeiten. Jene, die sich die Zeit nahmen, müde zu sein und erst recht etwas zu tun, sie sind es, die dieses Siebenbürgen, überhaupt die deutsche Kultur in und aus Rumänien wach hielten und halten. Namen gibt es viele, Namhaftigkeit wenig, darum freut man sich, dass einer auftaucht, der einst in diversen rumäniendeutschen Publikationen stand, aber nie hervortrat. Dieter Roth tritt nun hervor mit einem Buch, in dem sein Alter ego Christian Rosenow, der „müde Lord“, ein halbes Jahrhundert deutsche Minderheitenkultur in Rumänien Revue passieren lässt. Halten zu Gnaden, Euer Lordschaft, es ist wohl gelungen, ja wohl gelungen.

Er hat das Buch „Roman“ genannt und mit dieser Gattungsbezeichnung seine Zeitzeugenschaft im Bereich der Fiktion verortet, wiewohl er sie nicht dahin verweisen kann. Denn diese Zeitzeugenschaft ist mitnichten fiktional, sondern authentisch. Es gibt keinen anderen dermaßen erfahrungsgesättigten und zugleich klaren Text über das, was einst in Rumänien in deutscher Sprache kulturell, zumal literarisch geschah, was da „los war“ – und das war einiges. Klartext bietet der „Roman“ gleichwohl nicht an, schon die Beteiligten, zuvörderst sich selbst, hat Dieter Roth zu Dramatis Personae geadelt und erfundungsreich umbenannt, allerdings so, dass jeder, der sie zu kennen meint, sie auch zu erkennen meint. Hier, im (Wieder-)Erkennen, liegt der Reiz des Buches – und das Gegenteil, für das man im Deutschen höchstens das französische Wort *Ennui* hat, das man aber umschreiben kann mit Goethes „Torquato Tasso“: „So fühlt man die Absicht, und man ist verstimmt.“

Verstimmt muss man aber keineswegs sein.

Roth sorgt mit seinem Panoptikum für viel Stimmung bei allen, die seine Nostalgie teilen mögen, seine Urteile nicht immer teilen, aber nachvollziehen können, die dabeigewesen sind, dabeisein wollten oder mussten wie er selbst, sich aber noch nicht zu einem dergestalt souveränen Rückblick durchgerungen haben.

Der junge Siebenbürger Christian Rosenow plongiert in der rumänischen Hauptstadt Bukarest in die kühlen, aber einstweilen leidlich frisch sprudelnden Wasser deutschsprachiger Staatsmedien, in denen sich in den ersten Nachkriegsjahrzehnten so viele tummeln, die eine Hoffnung in das junge sozialistische Gemeinwesen setzen, die jüngste Vergangenheit für – zumindest publizistisch – überwindbar und die Gegenwart für gestaltbar halten. In der Redaktion der deutschen Tageszeitung „Neues Land“ treffen Apparatschiks und junge Freidenker aufeinander, Opportunismus, politische Propaganda und literarische Ambitionen kohabitieren, ideologische Verbohrtheit und literarische Kreativität, Misstrauen und Freundschaft schaffen ein spannungsreiches, oft gewitterschwangeres Mikroklima, in dem selbst exotische Triebe auf nahezu wundersame Weise gedeihen. Es ist ein Ort und eine Zeit, wo zumindest noch nichts unmöglich erscheint.

Zumeist sind sie mit einer gewissen Tracht an Bildung, aber auch an Verlustserfahrungen und Traumata aus dem Banat und aus Siebenbürgen, aus der Bukowina oder gar dem westlichen Europa gekommen oder hierher verschlagen worden. Mit essayistischem Schwung skizziert Roth eine Parallele zwischen dem noch nicht kommunistisch gefrosteten, sondern schillernd vielgestaltigen Bukarest und dem berühmten filmischen Inbild der zeitgeschichtlichen Unwägbarkeit: Casablanca. Schon die hintergründige Geschichte von der Beschaffung eines elektrischen Heizgerätes für eine zugige Studentenbude, bei der siebenbürgische Beziehungen in die walachische Kapitale zum Tragen kommen, oder das andächtige Staunen des jungen sächsischen Intellektuellen über die „anheimelnd fremde“ orthodoxe Osternacht sind kleine epische Illuminationen, die den Blick weiten für kulturelle Zusammenhänge und Brüche, wie sie in keinem Geschichtsbuch stehen.

Dieter Roth zündet in seinem Geschichtenbuch manch Lichtlein an, ein Feuerwerk aber gestattet er sich nicht. Ein immer wieder anklingendes

solides Misstrauen gegenüber der eigenen Gestaltungskraft gebietet ihm offenbar eine Zurückhaltung, die er ein Intellektuellenleben lang geübt hat und in diesem seinem Chef d'œuvre – halten zu Gnaden – erst recht walten lässt. Solch noble Abstinenz mag der Leser bedauern, vielleicht hätte manch einer gern des Romanhaften mehr und des Anekdotischen weniger gehabt, trösten kann er sich allerdings mit der Redlichkeit eines Autors, der ein Leben in und mit der Literatur geführt und gelernt hat, dass sie stets verblasst im Angesicht der Wirklichkeit. Entsprechend resolut umreißt er den Kreis seiner Freunde und Gewährsleute. Den einen unter den wenigen, dem er die höchste intellektuelle Autorität zuschreibt, benennt er mit Nachnamen „Kärner“. Als einen solchen kann er sich mit Fug und Recht selbst bezeichnen, hat er sich doch vor den Karren eines Buchvorhabens gespannt und es durchgezogen bei aller Gewissheit, dass wenige unter denen, die er mitfahren lässt, es ihm danken werden.

Deutsche Literatur in und aus Rumänien hat ihr Selbstbewusstsein stets auch aus dem Bewusstsein eigener Unzulänglichkeit bezogen – und es sind ihre besten Seiten, die mit entsprechend zager Hand geschrieben wurden. In der Enge des Raums wurde es leicht stickig, wenngleich die Menge der Insassen stets überschaubar war, und so war ein jedes von ihnen kaum jemals sich selbst genug, diese Literatur lebte und lebt in nicht geringem Maße auch davon, dass man übereinander und gegeneinander redet und schreibt.

Dieter Roth tut es mit einem Lächeln, das die „stiff upper lip“ seiner Lordschaft meist wohlthuend erweicht. Contenance ist allerdings eine schwere Disziplin. Wenn er die sprachlichen Eigenheiten und Eigenwilligkeiten einer mittlerweile nicht mehr ganz „Beteiligten“ seminaristisch bis beckmesserisch zerhackt und ihre metaphorisch kreative, manchmal extravagant anmutende Originalität über Buchseiten hin als Offenbarungseid der Unbedarftheit und des Unvermögens zu denunzieren sich bemüht, darf man ihm schon mal das Gehör verweigern. Geschmack und Stilempfinden sind zum Gutteil Ermessenssache, und der Missklang von Invektiven wie „Denunziationsdrang“ und „Geistesgestörtheit“, die tief unter das Literarische greifen, sind eines „Lords“ nicht würdig, und sei er noch so „müde“.

Er wird, so wünscht man sich und ihm, noch manches lesen, was ihn eines Differenzierten belehrt. Den ersten Roman dieses klugen Menschen wünscht man sich umso sehnlicher.

Georg Aesch (KK)

Siebenbürgen am Fuß des Siebengebirges

Evangelischer Kirchentag in Bonn

Seit den 1950er Jahren hat die Gemeinschaft Evangelischer Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben im Diakonischen Werk der EKD e. V. und das ehemalige Hilfskomitee bundesweit Kirchentage organisiert, um den Aussiedlern aus Rumänien zu helfen, sich in die kirchlichen Ortsgemeinden zu integrieren. Auch wenn inzwischen die Integration der Zielgruppe kein Thema mehr ist, bleibt es vor dem Hintergrund der zunehmend globalen Gesellschaft eine Herausforderung, seine Eigenart zu leben und verständlich zu machen. Der nunmehr 33. Siebenbürgische evangelische Kirchentag findet vom 25. bis zum 27. September 2015 im Haus der Evangelischen Kirche Bonn statt. Er ist, so verlauten die Organisatoren, „zu einem Ort der Vernetzung geworden und zu einer Gelegenheit, Akzente zu setzen. Wir tun das diesmal z. B. mit dem Fokus auf die Schwarze Kirche in Kronstadt – eine Kirche, die für die Beziehungen zwischen dem Rheinland und Siebenbürgen fast symbolisch ist. Die Evangelische Kirche im Rheinland hat in der kommunistischen Zeit fast zwei Jahrzehnte lang die Renovierung dieses siebenbürgischen Wahrzeichens unterstützt.“

Das Ziel des diesjährigen Siebenbürgischen evangelischen Kirchentages ist es, Menschen aus Bonn und der Region, kirchlich Engagierte und europäisch Interessierte, mit Rumänien Verbundene, Siebenbürger aus Deutschland und Deutsche aus Siebenbürgen zusammenzubringen.

Er wird mit einem musikalisch umrahmten Festprogramm eröffnet. Unter der Moderation von Dekan i. R. Hermann Schuller sprechen OKR Barbara Rudolph aus Düsseldorf, Superintendent Ekkehart Wüster aus Bonn sowie Bischof Reinhart Guib aus Hermannstadt/Rumänien. Die Vernissage einer Textilkunst-Ausstellung

von Margret Riedel aus Lohmar und der Film „Abgelehnt – Angenommen? – Rumänien im Bild“ mit einem Kommentar von Robert Schwarz von der Deutschen Welle Berlin runden den ersten Begegnungsabend ab.

Ein weiterer Programmhöhepunkt unter dem Titel „Die Schwarze Kirche in Kronstadt als gesellschaftliches Leuchtfeuer“ wird von Pfarrer Christian Plajer (Kronstadt) und OKR i. R. Dr. Jürgen Regul (Düsseldorf) bestritten. Hinzu kommen eine Podiumsdiskussion unter dem Motto „Wer ist heute mein Nächster?“ sowie ein Gespräch zum Thema „Versöhnt in der Vielfalt? Ökumene heute“.

Standpunkte zum Schwerpunkt „Angekommen – Angenommen?“ werden in vier Infoblocks dargestellt: „Siebenbürger Sachsen in Deutschland“ präsentiert von Enni Janesch aus Drabenderhöhe, „Osteuropäer in Deutschland“ von Georg Aesch von der „Kulturpolitischen Korrespondenz“, Königswinter, „Internationale Integration“ von Pfarrer Mike Lee von der Internationalen Gemeinde Düsseldorf und „Kirchliche Integration“ von Dekan i. R. Hermann Schuller aus Mannheim.

Das von der Kreisgruppe Dortmund dargebotene Kulturprogramm „Rokestuf“ führt „Zurück zu den Wurzeln“. Der Siebenbürgische Kirchentag geht am Sonntag, dem 27. September, mit einem Abschlussgottesdienst in der Bonner Kreuzkirche zu Ende.

Dass die Veranstaltung in den letzten Jahren immer europäischer geworden ist, wird diesmal durch den Abschlussgottesdienst unterstrichen, in dem sowohl der Präses der Rheinischen Kirche, Manfred Rekowski, als auch der Bischof aus Hermannstadt, Reinhart Guib, zu Wort kommen. Zum anderen ist zu vermerken, dass der 34. Kirchentag am 30. September 2017 in Kronstadt/Rumänien stattfinden wird. Das Motto lautet: „500 Jahre Reformation“.

(KK)

Zwischen Schein und Sein: Durchschein

Glaskunstpreis Rheinbach

Im Beisein eines zahlreichen Publikums wurde im Hans-Schmitz-Haus in Rheinbach die Aus-

stellung mit den Arbeiten der Teilnehmer am diesjährigen Wettbewerb um den Internationalen Glaskunstpreis der Stadt Rheinbach eröffnet. In den Vitrinen des transparenten Baus können die gläsernen Kreationen der jungen Künstler rund um die Uhr bewundert werden, so dass es den Besuchern möglich ist, ihr Votum für den Publikumspreis jederzeit abzugeben. Hinzu kommt, dass auch per Internet abgestimmt werden kann.

Am 8. Internationalen Glaskunstpreis der Stadt Rheinbach nahmen neun Glasfachschulen aus dem In- und Ausland teil: Deutschland war durch das Staatliche Berufskolleg Rheinbach, die Erwin-Stein-Schule – Staatliche Glasfachschule Hadamar und die Glasfachschule Zwiesel vertreten. Aus Österreich beteiligte sich die HTL Kramsach – Glas und Chemie, während aus der Tschechischen Republik junge Talente der Glaskunstfachschule Steinschönau/Kamenický Šenov und der Glaskunstfachschule Haida/Nový Bor angetreten waren. Dabei waren diesmal auch die Glasfachschulen Tavastia Vocational College, Nuutajärvi/Finnland, Zespół Szkoła Plastycznych, Dabrowa Gornicza/Polen und CERFAV, Vannes-le-Châtel/Frankreich.

Als Schirmherrin des diesjährigen Wettbewerbs konnte die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien, Prof. Monika Grütters MdB, Staatsministerin bei der Bundeskanzlerin, gewonnen werden.

Gleich nach der Ausstellungseröffnung mit 39 Schülerarbeiten trat die Fachjury im Hans-Schmitz-Haus zusammen, um über die Vergabe der Preise 1 bis 3 zu beraten. Der erste Preis wurde der Rheinbacher Schülerin Tanja Niemann für ihre Arbeit „Verbindung“ zugesprochen, die durch künstlerischen Ausdruck und Poesie überzeugte. Die drei Schalen „Bowls of Nature“ von Christina Kargl (Glasfachschule Zwiesel), die eher dem Design- als dem Kunstbereich zuzuordnen sind, überzeugten durch hohe handwerkliche Qualität und ein subtiles Verständnis des Materials, sie erhielten den zweiten Preis. Der dritte Preis ging an die Karaffen- und Schalenform des Sake-Services von Barbora Panochová aus Kamenický Šenov/Steinschönau, wobei hier Feinheit und Qualität der Emailmalerei die Jury beeindruckten.

Dieter Göllner (KK)

„Mein Volk als lebendiges Lied erschaffen“

Polnische Poesie ist stets Lebenshilfe gewesen für ein Volk, das sonst keine zu finden vermochte

Als die Anthologie „Moderne Poesie in der Schweiz“ vor zwei Jahren erschien, schrieb die „Süddeutsche Zeitung“, die moderne Dichtung in der Schweiz beginne „mit einer Frau, die sich nicht als Dichterin verstand, und sie beginnt mit einem Werk, das nicht an die Öffentlichkeit gerichtet war“. Ganz anders also als die moderne polnische Lyrik seit der Romantik.

Polen war nämlich 123 Jahre bis zum Ende des Ersten Weltkriegs zwischen Russland, Preußen und Österreich geteilt. Und die größten Dichterpropheten wie Juliusz Słowacki oder Adam Mickiewicz rangen mit ihrem literarischen Schaffen um die Seelen der Polen, wollten von ihnen Besitz ergreifen und sie verwandeln. Ihre Dichtung wurde zu etwas Existenzuellem und Politischem, sie wurde zur Geschichte und einem neuen Heimatland zugleich. Deshalb „nahmen die Poeten hier stärker als anderswo politische Funktionen wahr: daher das besondere Gewicht, die Sonderstellung der Dichtung im Leben des Landes“, meint Karl Dedecius in seiner umfangreichen Anthologie der polnischen Poesie des 20. Jahrhunderts. „Die Kraft der Prophetie seit den Romantikern“ sei bei den Polen „fester Bestandteil des Glaubens an die Mission der Poesie“, so Dedecius weiter.

Wie ist nun die Beziehung der Polen zur Poesie? In der Berliner „Tageszeitung“ behauptete Anfang Mai Emilia Smechowski, „die größte Gruppe, die nach Deutschland einwandert, sind Polen“. Diese „Supermigranten“ fielen niemandem auf, „weil sie sich unsichtbar machen“. Mit dem gleichen

Tenor überschreibt Mona Jaeger zwei Wochen später ihren Artikel in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“: „Die unsichtbaren Nachbarn“. Peter Oliver Loew vom Deutschen Polen-Institut Darmstadt behauptet in dem Artikel, Polen hätten verschiedene Anpassungsstrategien entwickelt, Grund dafür sei oft die herablassende Haltung vieler Deutschen. In der oben erwähnten Anthologie von Karl Dedecius stieß ich in diesem Kontext auf folgende Äußerung des Herausgebers: „Die Polen mögen wandern oder auswandern, wohin sie wollen. Überallhin schleppen sie ihren geistigen Rucksack, ihre Nahrung und Bürde mit sich: ihr Vaterland und sich selbst, ihr öffentliches Schicksal und ihre intime Originalität. Das zu erkennen, helfen die Innenansichten der Gedichte.“ Was für eine Erkenntnis!

„Die Poesie ist unsere nationale Domäne“, behauptet Artur Burszta: „Wir sind Meister im Gedichteschreiben. Gäbe es darin Europa- oder Weltmeisterschaften, würden wir immer auf dem Siegerpodest stehen“. Im Publizieren von Lyrik sind die Polen mit Sicherheit Meister. Die Nationalbibliothek registrierte im vergangenen Jahr 2050 belletristische Neuerscheinungen. Über drei Viertel davon, nicht weniger als 1552, enthalten Gedichte.

Burszta ist Leiter des Breslauer „Literaturbüros“ und Herausgeber von „100 polnischen Gedichten entsprechender Länge“ (original „100 wierszy polskich stosownej długości“, Wrocław 2015). Er ist durchaus stolz auf die Bedeutung der Lyrik in Polen. Sein Verlag hat sich vor allem auf junge



*Standhaft traurig zwischen Wogen und Gewändern, Meer und Musen:
Konstanty Gorski, Apotheose von Juliusz Slowacki, 1913*

Bild: der Autor

Dichterstimmen spezialisiert, selbst wenn das Logo einerseits an die Form eines Schiffes – gestaltet aus einem offenen Buch mit einem Segel – und andererseits an das ankerähnliche Emblem des „Kämpfenden Polen“ erinnert. Die sogenannte „Kotwica“, deutsch Anker, war das Symbol der polnischen Widerstandsbewegung während der Nazibesatzung, insbesondere der „Heimatarmee“ (polnisch Armia Krajowa). Die Kotwica stellt die Buchstaben P und W dar und steht als Abkürzung für Polska Walczaca (Kämpfendes Polen eben). Dadurch ist der Verlag – meiner Meinung nach allein schon durch die kritische Fragestellung – mit der romantischen national-patriotisch widerständigen Tradition verbunden, denn diese wirft einen langen Schatten. Ich übersetze rasch:

Ich würde mein Volk als lebendiges Lied erschaffen.

*Solch Lied ist Kraft, ist Wirksamkeit,
Solch Lied – es ist Unsterblichkeit!*

Gib mir die Seelen!

Ich will die gleiche Macht über sie wie Du!

Das Volk als lebendiges Lied erschaffen will der romantische Aufständische Konrad in Adam Mickiewiczs Nationalepos „Die Ahnenfeier“, weil die Existenz des Volkes höchst unsicher ist. Polen ist mit der dritten Polnischen Teilung durch die europäischen Großmächte 1793 von der Landkarte verschwunden. Die Dichtung von Adam Mickiewicz, Juliusz Słowacki und anderen Romantikern hält das Nationalbewusstsein lebendig, so dass sich im Ersten Weltkrieg Józef Piłsudski auf sie berufen kann, der Marschall, der sein Land befreite und es danach mit starker Hand regierte.

„Durch Piłsudski und Słowacki ist Polen wiedergeboren. Denn der Eifer Piłsudskis

stammt auch aus dieser Poesie. Es gab natürlich auch andere Faktoren, aber die Literatur spielte eine unglaublich wichtige Rolle“, meint der Dichter und Essayist Adam Zagajewski. Er weiß, dass es damals auch andere Strömungen gab. In seinem Gedicht „Herostates“ trat Jan Lecho 1917 für eine Dichtung ein, die frei von nationalistisch-patriotischen Tönen und Märtyrer-Mythen ist. Ich übersetze die Schlüsselzeile: „Im Frühling sollte man den Frühling sehen, und kein Polen.“

Doch nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs übernahm die polnische Poesie wieder ihre besondere Aufgabe in der Nation, meint Adam Zagajewski: „In den Ländern wie Schweiz spielt die Lyrik die Rolle eines ‚Sonntagsetwas‘, niemand liest ein bisschen, und wenn schon, dann am Sonntag. Aber in Polen, als das Land in Trümmern lag, las man auf Wahrheitssuche Gedichte. Denn das ganze Netz der Kommunikation war zerstört. Dazu kam noch die kommunistische Macht, die nicht beliebt war. Wenn das Leben so reduziert ist, dann kommt für Polen die Poesie.“

Ganz anders als in Deutschland sei die Poesielandschaft in Polen, auf jeden Fall „aktiver und präsenter“, meint die Slawistin und Übersetzerin Esther Kinsky: „Polen hat eine unvorstellbare und beneidenswert rege Dichterszene. Die Leute wissen unglaublich viel, lesen wahnsinnig viel. Es gibt hier einen permanenten Diskurs über Dichtung!“

Eine wichtige Rolle bei der Wahrnehmung der Poesie in Polen schreibt die berühmte Krakauer Literaturhistorikerin Marta Wyka den verschiedenen Medien zu. „Die in Wellen stattfindende Entfaltung und Verbreitung der Poesie ist bemerkenswert und unglaublich unterschiedlich“, meint sie. „Und die Durchsetzungskraft, mit der

„Polen hat eine beneidenswert rege Dichterszene. Die Leute wissen unglaublich viel, lesen wahnsinnig viel. Es gibt hier einen permanenten Diskurs über Dichtung.“

sie ihre Leser erreicht, hängt von Massenmedien und Kritikern ab. Sie wird von bedeutenden Herausgebern und Verlagen getragen. Es hängt auch davon ab, wie aktiv die Dichter selbst sind, in welchen Kreisen sie ihre Gedichte vortragen, wenn überhaupt. Ich bin mir nicht sicher, ob das Elitäre an der Poesie, was sie auch schon immer charakterisierte, ihr dient. Man müsste sie eher entsperren, größeren Kreisen öffnen.“

Miron Białoszewski definierte die Poesie als ein „beständiges feierliches Staunen“.

Die jüngeren Dichter Eugeniusz Tkaczyszyn-Dycki, Jacek Podsiadło, Tadeusz Dąbrowski, Darek Foks, Marta Podgórnik, Adam Wiedemann, Katarzyna Fetlińska, Jacek Gutorow und Dariusz Sosnicki – um nur ein paar Namen zu nennen – haben sich diese Definition angeeignet und sind über jegliche Instrumentalisierung erhaben.

Sie gehen frei mit der Sprache um, vermeiden jedes Pathos und pflegen sprachliche Eigenarten,

meint Kinsky, die sich naturgemäß intensiv mit der Sprache der Dichter auseinandersetzt, indem sie sie ins Deutsche überträgt: „Diese Dichter finden gültige, eingängige Idiome. Also eine ausgesprochene Alltagssprache; eine unglaubliche Lebendigkeit in der Bildsprache, in der Musik der Gedichte auch. Das ist etwas Neues.“ Für Dedecius reicht das Novum „von der Musikalität der Naturlyrik bis zu dem ‚Seelsorgetelefon‘ (bei der Dichterin Ewa Lipska), die Tragisches und Parodistisches in unmittelbarer Nähe zueinander rücken: den melancholischen Blick auf Schönes und die ironische Behandlung der Trauer“.

Es gibt definitiv poetische Phrasierungen, die die allgemeine Sprache prägen, meint Krzysztof Siwczyk. Der Dichter, Jahrgang 1977, ist davon überzeugt, dass „die Poesie den universalen Code bewahrt hat, in dem die Abenteuer von uns allen deponiert

sind“. „In Zeiten der absoluten Virtualität gibt es einen starken Hunger nach Sprache, die uns etwas über unsere Welt sagen kann. Große Dichter hatten diese Gabe, sie haben eine gewisse Realität in ihrer Poesie geschaffen. Ich sehne mich nach einem vollen, runden Satz anstelle eines in einer SMS verkürzten Gedankens“, meint er.

Siwczyk bedauert, dass immer weniger Leute in einen wahren Dialog treten, beispielsweise am Rande vergleichbarer belletristischer Leseerlebnisse miteinander kommunizieren. Ähnlich wie der Nobelpreisträger Czesław Miłosz, der nichts Minderes forderte als dass die Dichtung die Menschheit retten müsse, ist er der Ansicht, Poesie sei eine Art Dietrich, der uns das Reich der Worte eröffne: „Die poetische Sprache ist eine Schatzkammer von Bedeutungen“, unterstreicht er.

Für die Besucher des größten polnischen Lyrik-Festivals in Krakau, eben nach Miłosz benannt, hat die Lyrik einen besonderen Stellenwert. Stimmen aus dem Publikum beschreiben die Poesie als „etwas Selbstloses und Erotisches, wie die gesamte Literatur“. „Gedichte lesen ist etwas so Natürliches wie das Atmen“, offenbart ein Mittdreißiger, für den es „einen intimen Akt zwischen dem Text und dem Leser“ gibt. Seine Kollegin „braucht die Poesie zum Leben“. Stellvertretend für sie selbst stelle die Dichtung Fragen und gebe Antworten. Dank der Poesie sei sie „ein wahrer Mensch“.

Darin sieht der Slawist Mariusz Szwendowicz die Erfüllung der Forderung der Romantiker: „Die polnische Lyrik hat eine gewisse Macht über die Seelen. Sie äußert sich durch ihre starke Sprache, die uns nicht loslässt. Es ist aber die Vergangenheit,



„Bowls of Nature“ heißen die drei preisgekrönten Schalen von Christina Kargl (vgl. Seite 23) – als Designprodukte natürlich auf Englisch, von der Anmut her ließen sie sich allerdings durchaus auch auf Polnisch benennen

Bild: Glasmuseum Rheinbach

die Erinnerung, die hineinspielt. Dann ist es aber auch der ganz gegenwärtige Moment, in dem ich einfach ein Buch aufmachen und ein Gedicht lesen kann, das mir auch Freude bereitet.“

Dem deutschsprachigen Leser ermöglichen derzeit verschiedene Anthologien, sich mit der polnischen Lyrik auseinanderzusetzen: die 84. Nummer der Litera-

turzeitschrift „Schreibheft“ aus Essen und der Band „Polnisch Poetisch“ der Berliner Gruppe Buchbund. Die Besonderheit des zweisprachigen Bandes „VERSSchmuggel“ des Wunderhorn Verlags aus Heidelberg liegt im Austausch zwischen polnischen und deutschen Lyrikern. Eine spannende Lektüre!

Arkadiusz Luba (KK)

Wahrer des Wortes, das wahr und währt

Sein Lebensthema ist Flucht und Vertreibung in der Literatur –

Louis Ferdinand Helbig zum 80. Geburtstag

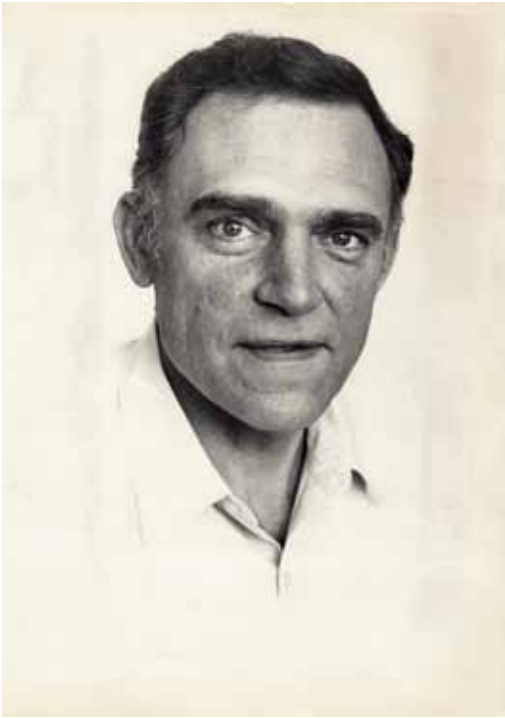
Louis Ferdinand ist der Name dreier preußischer Prinzen, deren ältester am 10. Oktober 1806 in einem Gefecht mit französischen Truppen bei Saalfeld, knapp 34 Jahre alt, gefallen ist. Es mag sein, dass der Schlesier Louis Ferdinand Helbig, der am 2. September 2015 in Savoyen/Frankreich seinen 80. Geburtstag feierte, nach diesem preußischen Prinzen im Generalsrang benannt ist, der schon 1793 an der Belagerung von Mainz teilgenommen hat.

Unser Jubilar wurde 1935 in Liegnitz geboren, besuchte aber in Sagan am Bober die Volksschule, floh dann 1945 mit Eltern und Geschwistern nach Heidelberg, wo er 1955 am Helmholtz-Gymnasium das Abitur bestand. Nach einer Kaufmannslehre wanderte er 1958 nach Kanada aus, wo er zunächst in der Industrie arbeitete. Nach dem Erwerb eines Zertifikats über gutes Englisch nahm er 1963 ein Studium der Germanistik, Geschichte und Philosophie an der University of Edmonton/Alberta auf, wo er das Master-Examen bestand. Den Dokortitel erwarb er 1969 an der University of Waterloo/Ontario mit einer Dissertation über „Das Geschichtsdrama Georg Büchners“ (1973).

Als ich Louis Ferdinand Helbig im Herbst

1971 in Bloomington kennenlernte, war er dort Germanistikprofessor an der Indiana University und Direktor des von der VW-Stiftung finanzierten Institute of German Studies. Im Jahr 1990 wechselte er an die University of Arizona in Tucson, wo er fünf Jahre blieb. Seit 1995 lebt er mit seiner zweiten Frau in Les Echelles/Frankreich und unterrichtete bis 2000 als Lehrbeauftragter an der Université de Savoie in Chanberry. Von 2000 bis 2004 war er Gastprofessor am Germanistischen Institut der Universität von Grünberg/Zielona Góra in Schlesien.

Wenn man sein umfangreiches Veröffentlichungsverzeichnis durchsieht, das 159 Einträge aufweist, stößt man ständig auf Aufsätze und Rezensionen zu Autoren, die aus dem historischen Ostdeutschland stammen und über Flucht und Vertreibung geschrieben haben. Um sie dem Alter nach zu nennen: der Niederschlesier Friedrich Bischoff aus Neumarkt, der 1925 literarischer Leiter der „Schlesischen Funkstunde“ wurde; der Theologe Kurt Ihlenfeld, der mit seinem schlesischen Vertreibungsroman „Wintergewitter“ bekannt wurde; die Erzählerin Ruth Storm aus Kattowitz; der schlesische Lyriker Ernst Günther Bleisch,



Auch die lebenslange Beschäftigung mit einem der traurigsten Kapitel deutscher Literatur muss nicht verbittern

Bild: Archiv

der nach dem Krieg in München lebte; der aus dem böhmischen Riesengebirge stammende Franz Fühmann mit seiner vertreibungskritischen Erzählung „Böhmen am Meer“; der Lyriker Heinz Piontek aus Kreuzburg; Ilse Tielsch mit ihrer südmährischen Romantrilogie; die in Landsberg an der Warthe geborene Christa Wolf, die ihre Flucht im Roman „Kindheitsmuster“ verarbeitet hat; Horst Bienek mit dem Gedichtband „Gleiwitzer Kindheit“ und seiner Romantetralogie; der ostpreußische Erzähler Arno Surminski und schließlich der Schlesier Harald Gerlach.

Bei dieser Fülle von Veröffentlichungen zu einem Thema, das von der Universitätsgermanistik weitgehend ignoriert wurde, war es unausbleiblich, dass Louis Ferdi-

nand Helbig eines Tages auch eine Synthese seiner literaturwissenschaftlichen Bemühungen vorlegen würde. Das Buch erschien 1988 unter dem Titel „Der ungeheure Verlust. Flucht und Vertreibung in der deutschsprachigen Belletristik der Nachkriegszeit“ (296 Seiten) im angesehenen Verlag Harrassowitz in Wiesbaden und liegt inzwischen als Taschenbuch in der dritten Auflage (1996) vor, die auf den neuesten Stand gebracht wurde. Der Titel geht auf das „Tagebuch 1946–1949“ des Schweizer Schriftstellers Max Frisch zurück, der 1948 während eines Besuchs in Breslau notierte, Schlesien sei für die Nachkriegspolen ein „ungeheures Geschenk“ gewesen. Der Verfasser griff dieses Wort auf und interpretierte die Abtrennung der deutschen Ostgebiete als „ungeheuren Verlust“ für die deutsche Kultur.

Die Entstehung seines Buches, das in seiner wissenschaftlichen Strenge nur einer deutschen Habilitationsschrift vergleichbar ist, basiert auf zehnjähriger Forschungsarbeit, deren Stationen in einer Vielzahl von Aufsätzen und Vorträgen dokumentiert sind. Der Forschungsbericht „Das Flucht- und Vertreibungsgeschehen in Belletristik und Literaturforschung 1945–1985“ (1986) war wohl die gewichtigste Vorarbeit.

Zu würdigen ist auch, dass Helbig den Blick auf die DDR-Literatur, wo es anderthalb Dutzend Autoren mit ostdeutscher Biografie gab, nicht aussparte und damit dem weitverbreiteten Vorurteil widersprach, im SED-Staat hätte es keine literarische Verarbeitung von Flucht und Vertreibung gegeben. Bei solchen Verdiensten fragt man sich, warum der Autor bisher nur mit dem Georg-Dehio-Preis (1993) ausgezeichnet wurde. Zum 70. Geburtstag erschien immerhin unter dem Titel „Zwischen Verlust und Fülle“ eine Festschrift, die man noch heute mit Gewinn und Vergnügen liest.

Jörg Bernhard Bilke (KK)

Alles andere als altbacken: Backsteinarchitektur

Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen macht sich um sie verdient

„Es gibt keinen ‚schicklicheren‘ Ort in Bayern für die Backsteingotik als bei den Ostpreußen im Deutschordensschloss Ellingen.“ Mit dieser Worte des Königsberger Weltweisen Immanuel Kant aufnehmenden Reverenz an den Ausstellungsort und seinen rührigen Direktor Wolfgang Freyberg begrüßte Hans-Günther Parplies, der Vorstandsvorsitzende der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen, die Teilnehmer der Begleitveranstaltung zur Ausstellung „Backsteinarchitektur im Ostseeraum – Neue Perspektiven der Forschung“, welche von Anfang Juni bis Ende August im Kulturzentrum Ostpreußen im bayerischen bzw. fränkischen Ellingen zu sehen war (siehe KK 1356).

Und in der Tat: Ostpreußen, das ehemalige Deutschordensland Preußen, kann mit seinen herausragenden sakralen wie profanen Backsteinbauten als ein Kernland der in der Ausstellung präsentierten, den gesamten südlichen Ostseeraum prägenden mittelalterlichen Architekturform gelten. Das barocke Ellinger Deutschordensschloss war nach der Stralsunder St. Marienkirche die zweite Station der Ausstellung, mit der die Kulturstiftung in verschiedenen Regionen Deutschlands und – in ihrer polnischen Version ab dem kommenden Jahr auch in Polen – präsent sein will.

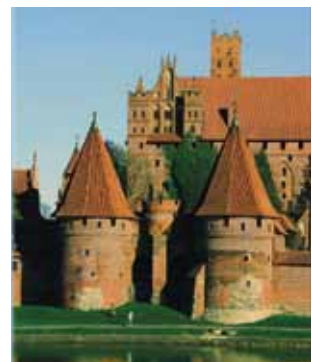
Professor Dr. Matthias Müller, Mainz, neben Professor Dr. Christofer Herrmann, Danzig, wissenschaftlicher Leiter der Ausstellung, betonte den Wert des Erinnerns an diese Kulturleistungen. In seiner Einführung in die Ausstellung hob er hervor, dass die Backsteinarchitektur trotz ihrer augenfälligen Dominanz und spezifischen Ausprägung kein exklusives Merkmal des Ostseeraums darstellt. Backstein ist eben ein europäisches Baumaterial von der Antike bis zur Gegenwart, auch wenn die Tradition seiner Verwendung nördlich der Alpen lange Zeit

abgerissen war. Die Ausstellung zeigt, so Professor Müller, wie die Technik des Backsteinbaus in Nord- und Ostdeutschland vor allem von den Zisterziensermönchen wiederentdeckt und perfektioniert wurde. War das Material zunächst großen Kloster- und Bischofskirchen sowie landesherrlichen Burgen vorbehalten, so begann es im 13. Jahrhundert populär zu werden, so dass es auch beim Bau kleinerer Dorfkirchen zum Einsatz kam. Im Laufe des späteren Mittelalters zogen Rat und Bürgerschaft der reich gewordenen Hansestädte vermehrt landesherrliche Rechte an sich, womit auch repräsentative Bauaufgaben auf sie übergingen, Rathäuser und Stadtkirchen in Backstein entstanden.

Dass wir die Backsteinbauten heute noch erleben können, ist maßgeblich Karl Friedrich Schinkel zu verdanken, der in den 1820er Jahren im Auftrag des preußischen Königs als oberster Bauverwalter für die Restaurierung der Kirchen sorgte, ja ein großangelegtes Programm für die preußische Denkmalpflege entwickelte. Die Bauten galten ihm als Denkmäler der vaterländischen Geschichte – einer Geschichte, die nach den Befreiungskriegen gegen Napoleon 1813/15 zur Regenerierung des Nationalbewusstseins aktiviert werden sollte.

Fast täuscht die Schönheit über die Trüchtigkeit hinweg: die Marienburg an der Nogat

Bild: Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen



Höhepunkt der Begleitveranstaltung, zu der sich trotz großer Hitze eine stattliche Anzahl von Interessierten im Kulturzentrum Ostpreußen eingefunden hatte, war nach der gemeinsamen Besichtigung der Ausstellung der Fachvortrag von Professor Matthias Müller, der den Blick auf die Bedeutung der mittelalterlichen Backsteinbauten für die Architektur der Neuzeit lenkte. Er galt dem Maler Caspar David Friedrich als dem „Erfinder“ der deutschen Neugotik im 19. Jahrhundert, als Anreger der später von Karl Friedrich Schinkel und Friedrich August Stüler geschaffenen Architektur.

Ungewöhnliches zur Backsteinarchitektur wurde somit den gespannten Zuhörern geboten. Nachzulesen sind die vorgestellten und weitere Aspekte der Backsteinarchitektur des Ostseeraums in der begleitenden Broschüre und vor allem im von der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen herausgegebenen Ausstellungskatalog, in dem der gegenwärtige Forschungsstand gespiegelt, fast alle Themen, kunsthistorische und technologische, abgehandelt werden.

Ernst Gierlich (KK)

KK-NOTIZBUCH

Eine **Schlesienreise der Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR** führt vom 20. bis zum 26. Mai 2016 über Görlitz nach Liegnitz, Jauer, Wahlstatt, ins Riesengebirge, sodann durch Nordböhmen nach Breslau, Krieblowitz und Bunzlau. Veranstaltet und betreut wird die Reise durch den bewährten Schlesienkenner **Alfred Theisen** von **Senfkorn Reisen** Görlitz, enthalten sind in dem Preis von 840 Euro pro Person im Doppelzimmer (120 Euro Einzelzimmerzuschlag) sechs Übernachtungen mit Frühstück sowie ein Mittagessen in Reichenberg sowie alle Besichtigungen. Die Teilnehmerzahl ist auf 15 bis 20 Personen beschränkt. Informationen und Anmeldungen bei Senfkorn Reisen, Brüderstraße 13, 02826 Görlitz, Telefon 03581/40 05 20, info@senfkornreisen.de.

Der Hamburger Historiker **Arno Herzig** spricht am 1. Oktober, 19.15 Uhr, im **Schlesischen Museum zu Görlitz** über Geschichtsforschung in der Metro-pole Schlesiens. Die moderne, wissen-

schaftliche Landesgeschichte Schlesiens hat ihren Ursprung am **Historischen Seminar der Universität Breslau**. Weit über die Landesgrenzen hinweg wirkte der 1820 an die Universität berufene Historiker Gustav Adolf Stenzel, der als Abgeordneter des linken Zentrums in der Paulskirche auch politisch hervortrat. Herzig ist einer der wichtigsten Schlesien-Historiker der Gegenwart. Zuletzt erschien von ihm im Frühjahr dieses Jahres seine „Geschichte Schlesiens. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart“, siehe die Besprechung in diesem Heft Seite 20.

Unter dem Titel „**Migration, Asyl, Flüchtlinge und Fremdenrecht**. Deutschland und seine Nachbarn vor neuen Herausforderungen“ veranstaltet die **Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen** eine staats- und völkerrechtliche Fachtagung in Verbindung mit der Studiengruppe für Politik und Völkerrecht am 29. und 30. Oktober. in Berlin. Informationen unter kulturportal-west-ost.eu. (KK)

Dieses Heft wurde gedruckt mit Unterstützung der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.



Herausgeber:
Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter
Telefon (02223) 90660 11/-2
E-Mail: georgaescht@arcor.de
Internet: www.kulturportal-west-ost.eu

Redaktion: Georg Aescht (verantwortlich)

Textnachdruck in Zeitungen und Zeitschriften
honorarfrei bei Quellenangabe (KK).
Zwei Belegexemplare erbeten.
Artikelübernahme in Bücher und Broschüren bedarf
der jeweiligen Vereinbarung mit dem Autor.
Bildabgabe leihweise auf Anforderung.
Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet.

Verlag: Westkreuz-Verlag GmbH Berlin/Bonn

Herstellung:
Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn
Töpchiner Weg 198/200, 12309 Berlin
Telefon (030) 7452047, Fax (030) 7453066
E-Mail: prepress@westkreuz.de
Internet: www.westkreuz.de

Bestellschein

Ich möchte Ihre monatlich erscheinende
KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ
regelmäßig zugeschickt erhalten. Die Jahresgebühr
von 35 Euro begleiche ich nach Erhalt der Rechnung.
Das Abonnement ist zum Jahresende kündbar.

Meine Versandanschrift lautet:

Name

Straße/Nr.

Plz/Ort

Datum/Unterschrift

Ihr Interesse kann Interesse wecken!

Wenn Ihnen die Thematik der
KULTURPOLITISCHEN
KORRESPONDENZ
am Herzen liegt, so geben Sie sie
bitte auch an Bekannte und Freunde
weiter. Die Stiftung Deutsche Kultur
im östlichen Europa – OKR ist dank-
bar für jede Hilfe bei der Erfüllung
ihrer selbstgestellten Aufgabe, ost-
deutsches kulturelles Erbe bewusst
und europäischen kulturellen Aus-
tausch lebendig zu erhalten.

**Aufgrund der angespannten
Finanzlage bitten wir um Spenden:
Konto 175 321 02, BLZ 370 501 98,
Sparkasse KölnBonn
IBAN DE86 3705 0198 0017 5321 02
BIC COLSDE 33**

Bestellschein senden an:

**Stiftung Deutsche Kultur
im östlichen Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter**